

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Die Christenverfolgung in Nord-Schansi (China) im Jahre 1900

Völling, Arsenius

Trier, 1911

28334

Aus allen Zonen.

Bilder
aus den Missionen der Franziskaner
in Vergangenheit und Gegenwart.

Sechstes Bändchen:

Die Christenverfolgung in Nord-
Schanti (China) im Jahre 1900.

Von

P. Arsenius Bölling O. F. M.

Erstes bis



sechstes Tausend.

Trier

Druck u. Verlag der Paulinus-Druckerei, G.m.b.H.

Aus allen Zonen.

In elegantem
Leinwandband,
jedes Bändchen 80 Pfg., broschiert 50 Pfg.
Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei
in Trier, G. m. b. H.

Die Sammlung will in leichtfaßlicher Form, aber in durchaus zuverlässiger Behandlung und auf wissenschaftlicher Grundlage in sich abgeschlossene Darstellungen aus der 700jährigen Missionsgeschichte des Franziskanerordens bieten. Wie die Darstellungen sich zeitlich nicht nur über die Gegenwart, sondern auch über die Missionsepochen der Vergangenheit seit dem 13. Jahrhundert erstrecken, so wollen sie auch räumlich ihren Gegenstand aus allen Missionsgebieten der Erde, wo die Söhne und Töchter des hl. Franziskus wirkten und wirken, entnehmen. Daher bieten sie sowohl die Geschichte bestimmter Missionsländer in gedrängter, aber erschöpfender Weise, wie auch die Kämpfe und Leiden der Glaubensboten in Zeiten der Verfolgung, die Biographien berühmter Missionare und die Missionstätigkeit der zum Franziskanerorden gehörenden weiblichen Genossenschaften. Die Sammlung will bei dem gegenwärtigen Interesse weiter Kreise für den Missionsgedanken aus dem ausgedehnten Gebiete der Missionsgeschichte des Ordens besonders ansprechende Gegenstände zur Belehrung in anschaulicher Form darbieten.

Bis jetzt sind erschienen:

1. Bändchen: **Quer durch Afrika.** Reisen und Abenteuer des Franziskanerbruders Pater Jarde von Gent in den Jahren 1686—1690. Von P. Cajetan Schmiß O.F.M.
2. Bändchen: **Mongolenfahrten der Franziskaner im 13. Jahrhundert.** Von P. Patritius Schlager O. F. M.
3. Bändchen: **Die Missionsarbeit der Franziskaner in der Gegenwart.** Von P. Aulfbert Groeteken O. F. M.
4. Bändchen: **P. Viktorin Desbrouck.** Ein Blutzeuge aus dem Franziskanerorden in unsern Tagen. Von P. Rembert Wegener O. F. M.
5. Bändchen: **Die Missionen der Franziskanerinnen von Senthuizen=Nonnenwerth.** Von Schwester Maria Paula, Franziskanerin.
6. Bändchen: **Die Christenverfolgung in Nord-Schanji (China) im Jahre 1900.** Von P. Arsenius Bölling O. F. M.

In nächster Zeit werden erscheinen:

7. Bändchen: **Nach Cochinchina.** Missionsreise des P. Valerius Riff O. F. M., Titularbischofs von Minden. Herausgegeben und eingeleitet von Erhard Schlund O. F. M.
8. Bändchen: **Der heilige Franziskus Solanus,** der Apostel von Peru und Tucuman. Bearbeitet von Ida Seltinghaus.
9. Bändchen: **Mjgr. Theofimus Verhaeghen** O. F. M., ein Märtyrerbischof der Gegenwart. Frei nach dem Französischen des P. Noël Gubbels O. M. F. von Elisabeth Wörmann.
10. Bändchen: **Die Halbinsel Schantung.** Ihre Missionsgeschichte im 19. Jahrhundert. Von P. Arsenius Bölling O. F. M.

Aus allen Zonen.

Bilder aus den Missionen der Franziskaner in
Vergangenheit und Gegenwart.

Herausgegeben von
P. Autbert Groeteken O. F. M.

Sechstes Bändchen:

Die Christenverfolgung in Nord-Schansi
(China) im Jahre 1900.

Von P. Arsenius Wölling O. F. M.



Trier 1911.

Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei, G. m. b. H.

Die Christenverfolgung in Nord-Schansi (China) im Jahre 1900.

Von

P. Arsenius Wölling O. F. M.

Mit 10 Illustrationen.

Aus allen Zonen: Sechstes Bändchen.



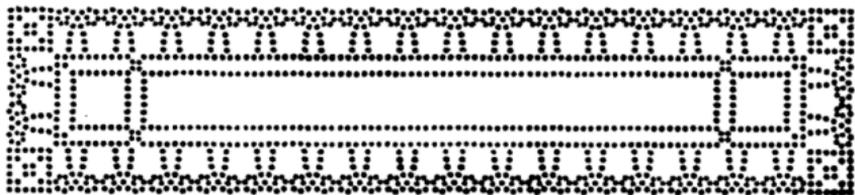
Trier 1911.

Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei, G. m. b. H.

Imprimatur.

Tsinanfu, 10. Junii 1911.

† Fr. Ephrem Giesen, O. F. M.
Vic. Apost.



Vorwort.

Vorliegendes Schriftchen ist seinem wesentlichen Inhalte nach in dem Jahresbericht des Franziskaner-Missionsvereins von 1907—1908 veröffentlicht worden. Da inzwischen mehrere Werke in italienischer Sprache über diese Begebenheit erschienen sind und neuerdings die Ritenkongregation in Rom durch die Entsendung eines Promotor fidei die Angelegenheit aufs neue in Fluß gebracht hat, wurde der Wunsch ausgesprochen, es möge der Aufsatz über „die Christenverfolgung in Schansi 1900“ vervollständigt, zu einer Broschüre erweitert und mit Bildern illustriert werden. Die mitgetheilten Ereignisse sind vor allem nach den Angaben eines Augenzeugen, dann aber auch nach den inzwischen erschienenen Dokumenten über das Leben und Leiden der Märtyrer von Schansi erzählt, damit sie den vollsten Anspruch auf geschichtliche Treue erheben können.

Heute, am Vorabende einer neuen Revolution, die vielleicht auch neue Opfer des Fremden- und Christen-hasses fordern wird, da alle drohenden Anzeichen eines erneuten Sturmes vorhanden sind, gewinnen die fol-

genden Ausführungen an aktueller Bedeutung. Möge die Heldengeschichte der Blutzegen Chinas im Jahre 1900 dazu beitragen, das Interesse an der glorreichen Missionsgeschichte Chinas zu wecken und zu fördern!

Lungtschangfu (Nord-Schantung), im Juni 1911.

Der Verfasser.





Inhalt.

	Seite
Vorwort	7
Erstes Kapitel: Einleitende Ursachen	11
Zweites Kapitel: Vorboten des Sturmes. — Gouverneur Sü-sien, der Erzfeind der Europäer und Christen	20
Drittes Kapitel: Ausbruch der Verfolgung	28
Viertes Kapitel: Herrliche Beispiele von Glaubensstreue. — Einkerkung der Bischöfe. — Die Vorer. — Zwei menschenfreundliche Mandarine	37
Fünftes Kapitel: Zwei Gegner Sü-siens. — Das Blutbad im Gefängnis. — Raubzug der Vorer	46
Sechstes Kapitel: Gräßliches Wüten im Waisenhaus zu Tse yuen fu. — Heldenmüthige Christenfamilien. — Sü-siens Ende	57
Siebentes Kapitel: Kurze Biographien der einzelnen Martyrer	73
Achtes Kapitel: Flucht der Missionare nach Schensi	93
Neuntes Kapitel: Bei den belgischen Patres in der Ordensburg bei Nin-fiao-lean. — Traurige Botschaft. — Instandsetzung der Ordensburg. — Belagerung. — Mannhafte Verteidigung. — Keine Kapitulation. — Das Te Deum der Sieger	100
Zehntes Kapitel: (Schluß.) Triumph der christl. Religion	117





Erstes Kapitel.

Einleitende Ursachen.

Die religiös-politischen Unruhen am Ende des 19. Jahrhunderts im Reiche der himmlischen Mitte, in welche bald die ganze zivilisierte Welt verwickelt wurde, sind noch unvergessen. Uns Katholiken interessiert besonders die blutige Christenverfolgung, welche damals von der chinesischen Regierung in Szene gesetzt wurde, wobei eine stattliche Schar von Christen und mit ihnen auch Missionare aus dem Franziskanerorden zum Schauspiel geworden sind für Engel und Menschen. Die entfernte Ursache dieser Christenverfolgung war, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, der jugendliche Kaiser Kwang-sü in Peking. Mit Schmerz sah er die geistige Rückständigkeit Chinas auf fast allen Gebieten, in welche es durch die strenge Abgeschlossenheit von dem modernen Europa geraten war, und er beschloß, die Tore des Riesenreiches den Er rungenschaften der westlichen Kultur zu öffnen. Er fand hierbei die wirksamste Unterstützung durch den Minister Kangjuwei und den Vizekönig Pihungtschang. Schlag auf Schlag folgten die reformsfreundlichen Dekrete: Das Heer wurde durch europäische Offiziere nach europäischem Muster umgeformt und mit modernen Schießwaffen versehen. Die seit 500 Jahren bestehende Prüfungsordnung, welche die akademischen

Grade vermittelte und den Zugang zu den hohen Staatsämtern eröffnete, wurde mit einem Pinselstrich abgeschafft. Ein anderes Dekret verfügte die Gründung einer Staatsuniversität in Peking nach europäischem Studienplan, die ähnlichen Anstalten in den Provinzen des Reiches als Vorbild dienen sollte. Ein weiteres Dekret gab Befehl, sämtliche nichtstaatliche Pagoden — und ihre Zahl war Legion — in Schulen nach europäischem Muster umzuwandeln. Auch wurde die Errichtung eines Uebersetzungsbureaus wissenschaftlicher europäischer Bücher angeordnet, während ein weiteres Dekret die Anerkennung aller modernen Erfindungen aussprach. Um dem großzügigen Werke die Krone aufzusetzen, schärfte der Kaiser die volle Religionsfreiheit für alle Christen ein unter Androhung strenger Strafen. Große gewerbliche Unternehmen, Fabriken mit hohen Schornsteinen erstanden in den Hafensstädten, der Handelsverkehr mit dem Auslande wuchs ins Ungemessene und auch der früher untersagte Dampferverkehr auf den Binnensflüssen nahm bedeutend zu. Das Telegraphennetz zog seine Maschen immer dichter über die 18 Provinzen, und der schrille Pfiff der Lokomotive brachte es dem Volke zum Bewußtsein, daß die alten Zeiten unwiderruflich vorüber seien. Alle diese Neuerungen weckten in weiten Kreisen eine tiefgreifende Unzufriedenheit wegen des jähen Bruches mit seiner mehr als 1000jährigen Vergangenheit, teils auch wegen der dadurch verursachten Schädigung wirklicher oder vermeintlicher Interessen. Die tiefere Ursache der allgemeinen Unzufriedenheit war die unglückliche Politik Chinas gegenüber dem Auslande: der

für China so unglückliche Krieg mit Japan 1894 und verschiedene, das Ansehen Chinas schädigende Verträge, welche die Tientsin Times anno 1904 folgendermaßen aufzählt: „Die Deutschen besetzten Kiautschou, 1897 — die Russen erhielten Port Arthur und Talienwen und die Konzession einer Eisenbahn, welche beide Häfen mit der sibirischen Bahn verbindet. Die Engländer nahmen Weihaiwei, die Franzosen erhielten die Bucht Kwangtschou und die Insel Haenan. China wurde gezwungen, in Hankow und Tientsin eine sogenannte Konzession, das ist Stadtteil, zur Bebauung den Deutschen zu überlassen und den Einmarsch fremder Truppen zum Schutze der europäischen Gesandtschaften zu gestatten.“ — Durch diese Mißerfolge erreichte die Erbitterung gegen den fortschrittlich gesinnten Monarchen ihren Höhepunkt — am Hofe, bei den Gelehrten, bei den Bonzen und auch in weiten Volkskreisen. Der Kaiser hatte bei seinen Reformbestrebungen zu wenig Rücksicht genommen auf das Empfinden des Volkes, und das begann sich bitter zu rächen. Unzufrieden waren die abergläubischen Landleute, weil durch die neu errichteten Bergwerke die Ruhe der Geister gestört und der Glücksdrache verschreckt würde. Unzufrieden waren die Schiffer, weil die europäischen Dampfergesellschaften ihnen den Warentransport fornahmen; mißvergnügt waren aus demselben Grunde die Anwohner der neu eröffneten Eisenbahnen. Die alten Landstraßen verloren ihre Bedeutung und die hier erbauten Herbergen warteten vergeblich auf den gewohnten Fremdenzufluß, weil die Eisenbahn den Verkehr in ganz neue Bahnen gelenkt hatte. Es



Der jugendliche Kaiser Kwang-sü von China.

murrten die Bonzen, welche durch Umwandlung ihrer Tempel und Klöster in Schulen nach europäischem Muster ihres Lebensunterhalts beraubt waren. Erbost war die einflußreiche Partei der Gelehrten, welche durch Aufhebung der alten Prüfungsordnung ihre Vorrechte verloren hatten. Mißvergnügt war vor allem die reformfeindliche Hofpartei, weil der junge Kaiser mit Umgehung des Tribunals der Riten, den Verkehr mit den fremden Gesandten nach europäischem Muster umgestaltet hatte. So war denn die Katastrophe unvermeidlich geworden. Ueber die nächste Veranlassung, die als der letzte Tropfen das gefüllte Maß zum Überlaufen brachte, gehen die Meinungen auseinander. Nach einigen war es die Bittschrift des Günstlings Kangjuwei, welcher der Kaiserin-Witwe nahe legte, sie möge sich mit Rücksicht auf ihr hohes Alter von den Staatsgeschäften zurückziehen. Nach andern hätte ein kaiserlicher Erlaß, betreffend das Abschneiden des Zopfes und Änderung der chinesischen Kleidung, den Zorn der Kaiserin Tsehsi geweckt. Während sich das Ungewitter drohend über dem Haupte des Monarchen zusammenzog, planten die zahlreichen Freunde der Reform einen Staatsstreich. Bei Gelegenheit eines großen militärischen Schauspiels wollte ein General an der Spitze von 20 000, dem Kaiser treu ergebenen Soldaten, die Kaiserin-Witwe und den Prinzen Tuan gefangen nehmen und in die Verbannung schicken. Doch der Plan wurde durch Juenschikai der Kaiserin mitgeteilt, und der Staatsstreich mißlang; im Juni 1898 brach eine Palastrevolution aus, bei welcher die herrschsüchtige Kaiserin Tsehsi sich der Regierung bemächtigte und den

jugendlichen Kaiser auf eine Insel der „verbotenen Stadt“ verbannte. Dann ging die erzürnte Kaiserin ins Gericht mit den Ministern und Freunden des entthronten Herrschers. Die einen wurden enthauptet, die andern ihrer Ämter entsetzt, die übrigen Freunde der Reformpartei retteten sich durch die Flucht ins Ausland. Einige wenige Minister, die nicht zu den ausgesprochenen Günstlingen des Kaisers gehört hatten, z. B. Lihungschang, suchte die Kaiserin durch Bestätigung in ihren Würden zu gefügigen Werkzeugen zu machen. Die Gegner der Reformbewegung wurden auf einflußreiche Posten befördert, so der fanatische Sü-ßen zum Gouverneur von Schantung und General Lungsuftang, die Seele der von der Kaiserin begünstigten Bewegung. Dann wurde mit wahren Vandalismus das Reformationswerk niedergerissen. Ein neuer Erlass widerrief alle früheren Reformdekrete mit alleiniger Ausnahme des Schutzdekrets für die Christen. Man wollte so die Christen in Sicherheit einwiegen und zugleich den Schein erwecken, daß nicht die Regierung, sondern das chinesische Volk selbst die geplante Christenverfolgung in Szene gesetzt habe. Die von Fremden geleiteten Schulen wurden geschlossen, die fremden Offiziere nach Hause geschickt und der geschäftliche Verkehr mit den europäischen Kaufleuten verboten; jede Spur europäischer Kultur sollte ausgelöscht werden. Der Fremdenhaß sprang dann über auf die von den Fremden beschützte christliche Religion. In ihrer Wut ging später die Kaiserin soweit, daß sie an die Oberpräsidenten der 18 Provinzen des Reiches den Befehl erließ, alle Europäer ohne Unterschied zu ermorden. Unterdessen

reiste im Auftrage der Kaiserin der arglistige Bizekönig Pihungschang nach Europa und bestellte große Waffenlieferungen, um China in Verteidigungszustand zu setzen und so die verhaßten Fremden mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Sodann wurde dem Volke nahe gelegt, es sei nun die Zeit gekommen, an den „europäischen Teufeln“ und ihren Bundesgenossen, den Christen, blutige Rache zu nehmen. — Der freundliche Leser fragt hier unwillkürlich, woher eigentlich bei den Chinesen die Abneigung gegen die Fremden, und insbesondere der fanatische Haß gegen die Christen komme, welcher den Stein der Christenverfolgung ins Rollen brachte. Der tiefste Grund ist der verletzte chinesische Stolz. Um diese Antwort recht zu verstehen, muß man einen Blick in die chinesische Volksseele tun. Der Chinese nennt sein Vaterland das Reich der Mitte, und auf den alten geographischen Karten erblickt man China als einen mächtigen Länderkomplex, während die fremden Reiche kleinen Inseln gleich wie der Sterne Chor das sonnige Reich der Mitte umstehen. Sie betrachteten sich als das erste Volk der Erde und hielten die fremden Nationen für arme, unwissende Barbaren. Diese fest eingewurzelte Vorstellung ist nun elendiglich zusammengebrochen, nicht ohne daß der chinesische Stolz auf das empfindlichste verletzt wurde. Eine Handvoll europäischer Soldaten besiegte wiederholt die ungezählten chinesischen Truppen und nötigte sie zu einem demütigenden Frieden. Durch die so geöffneten Tore kamen die Fremden in das besiegte Land hinein. Der Reichtum und Luxus, den sie in den Hafensstädten entdeckten, die großzügigen gewerblichen Anlagen und nicht

zulezt ihre umfassende, wissenschaftliche Bildung stellten das Wissen und Können der Fremden in die glänzendste Beleuchtung und ließen auf der anderen Seite den Abgrund chinesischer Rückständigkeit erkennen auf fast allen Gebieten. Anstatt sich die Fremden zu assimilieren, wie sie es seit Jahrhunderten mit unterjochten Völkern zu tun gewohnt waren, mußten die Chinesen bei den Europäern in die Schule gehen und sich den bisher als Barbaren verachteten Fremden anbequemen. Dies ist der Stachel und die eigentliche Ursache des Fremdenhasses: Neid, ohnmächtige Eifersucht und verletzter Stolz. Dabei ist es für die Chinesen von geringem Troste, daß das Naturgesetz, daß ein unabänderliches Schicksal das Schwache dem Starken, den Mangel dem Reichtum, den unwissenden Landmann dem welt erfahrenen Gelehrten unterordnet. Man denke sich in die Lage eines armen Mannes, der von seiner Lehnhütte aus zusehen muß, wie auf dem ihm gehörigen Acker ein europäischer Krösus ein luxuriöses Schloß erbaut und mit allen Bequemlichkeiten ausstattet — und man wird begreifen, wie Neid und ohnmächtige Wut gegen den Eindringling in seiner Seele aufkochen. Man denke hier an Kiautschou, Port-Arthur, Weihaiwei, Kwangschou und die glänzenden Fremdenkonzessionen in den chinesischen Hafenstädten. Lieber will der Chinese in seiner Armut und Bedürfnislosigkeit als eigener Herr in seiner Lehnhütte weiter schlummern, als die Ueberlegenheit dieser Fremden täglich vor Augen haben. Aus der gleichen Quelle stammt der Haß gegen die Christen, wenn diese auch ihre eigenen Landsleute sind. Denn weil die chinesischen

Christen die Verehrung der vaterländischen Götter aufgegeben, den Ahnenkultus vernachlässigen und sich den verhassten Fremden angeschlossen haben, trifft sie die gleiche Strafe. Man betrachtet auch sie als Fremdkörper im chinesischen Volke, die ausgeschieden werden müssen, damit das Volk zur Ruhe gelangt. Und diese eingerostete Vorstellung wird genährt durch die Befreiung der Christen von den Abgaben für Tempelbau und Theaterspiele, und ihr Fernbleiben von den Bittprozessionen in allgemeinen Nöten. Und diese Privilegien sind den chinesischen Christen bewilligt worden von einer heidnischen Regierung unter dem Drucke diplomatischer Verhandlung mit den fremden Mächten. Das gleiche gilt von dem Gesetze, welches die in China lebenden Europäer dem Machtbereiche des Mandarins entzieht und der Gerichtsbarkeit der dort residierenden europäischen Konsuln unterwirft. Ja, ein Dekret der Regierung vom 15. März 1899 hatte, ungeachtet der herrschenden Mißstimmung gegen die Fremden, die europäischen Missionare im Range den Mandarinen gleichgestellt. Alles dieses müssen wir bei der Schilderung der nun folgenden Ereignisse vor Augen behalten, um die Erregung gegen die Europäer und den teuflischen Haß gegen die Christen richtig zu beurteilen.



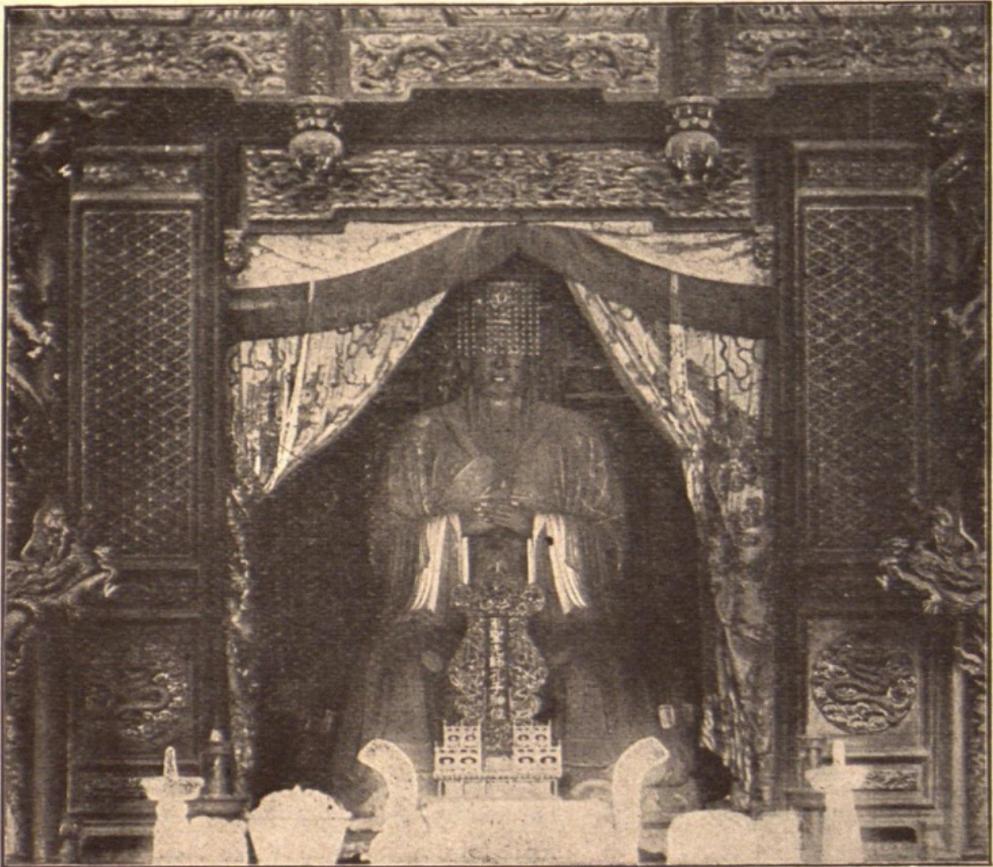


Zweites Kapitel.

Vorboden des Sturmes. Gouverneur Sü-sien, der Erzfeind der Europäer und Christen.

Wie es unter solchen Umständen den europäischen Missionaren zu Mute war, kann man sich leicht vorstellen. Schon begannen die Borer in einzelnen Provinzen, z. B. Tscheli und Schantung Christengemeinden niederzubrennen und Christen auszurauben. Den ganzen Sommer 1899 fiel kein Regen, statt dessen raffte ein Sturmwind durch das Land, der mächtige Bäume entwurzelte, zahllose höhere Gebäude umstürzte und die Felder vollkommen austrocknete. In seinem Gefolge erschienen Teuerung und Hungersnot, die als Strafen des Himmels angesehen wurden für die Verächter des vaterländischen Götterdienstes. Anstatt das unwissende Volk aufzuklären und zu beruhigen, wurde von oben noch Öl ins Feuer gegossen. So begab sich 1897 der famose Vizekönig Nihungtschang mit großem Gefolge zum Peihuostuffe bei Tientsin, über welchen die Europäer eine drei Kilometer lange Eisenbahnbrücke soeben vollendet hatten. Hier brachte er dem Flußgotte feierliche Opfer dar, verneigte sich vor ihm dreimal anbetend bis zur Erde und ließ dann, um die durch den Brückenbau erzürnten Flußgeister zu versöhnen, dieses kostspielige Denkmal europäischer Technik zerstören. Dieses Beispiel von oben zündete im Volke. Als aber der

Franziskanerbischof Fogolla im April 1900 den französischen Gesandten Pichon auf die Gefahr aufmerksam machte und um Schutz für die Mission bat, suchte der Gesandte die Dringlichkeit der Gefahr abzuleugnen. —



Ein vielverehrtes chinesisches Götzenbild auf dem Altare.

Mit besonderer Heftigkeit traten diese Unruhen auf in Schantung. Bischof de Marchi berichtet über die Zerstörung einer im Bau begriffenen Kirche nebst der früheren Kapelle und Priesterwohnung. Von den die

Mission verteidigenden Christen wurden drei getödet, sieben schwer verwundet und die übrigen eingekerkert. Dann wurden die Wohnungen der Christen geplündert, Vieh, Getreide und Geld geraubt, und darauf begannen die Heiden auf dem Kirchenplatz mit dem bereit liegenden Material einen Göztempel zu bauen. Überall ertönte der Ruf: „Tod den Teufeln des Westens! Nieder mit den Teufelkindern (den chinesischen Christen); denn sie sind die Schande unserer Nation!“ Im Jahre 1899 wurden allein im Bezirke Tschoping (Nordschantung) 27 Christengemeinden zerstört und 2000 Christen obdachlos. In Sücöng (Nordschantung) wurden in 103 Gemeinden Kirchen und Christenwohnungen zerstört und 5275 Christen obdachlos. Gleichlaufende Siobsposten liefen aus allen Präfekturen in Tsinanfu ein und der Notschrei der mißhandelten Christen drang bis in die Hauptstadt, in das Viertel der europäischen Gesandtschaften. Solche Ausbrüche des Fanatismus sind ja in heidnischen Ländern nichts seltenes. Was aber zum Nachdenken anregte, war außer der großen Anzahl dieser lokalen Explosionen noch der Umstand, daß die Uebeltäter straflos ausgingen, weil sie der Zustimmung von oben sicher waren. Denn um diese Zeit war der schon früher erwähnte, reformfeindliche Sü-sien Gouverneur von Schantung. Weil dieser in der nun folgenden planmäßigen Christenverfolgung eine so hervorragende Rolle spielt, müssen wir uns hier mit ihm etwas eingehender beschäftigen. Sü-sien war ein Mann von eisernem Konservatismus, zähe am Alten hangend, und darum ein Feind der Europäer. In religiöser Beziehung zeigte er sich als überzeugungstreuen, eifrigen

Götzen diener. Trotz seiner 60 Jahre soll er zu Ehren der Götter täglich gefastet haben. Um seinen Haß gegen die Christen zu befriedigen, förderte er die Borerbewegung in Schantung, der Heimat des Konfucius, ermunterte durch sein Beispiel die heidnischen Untertanen zur Zerstörung der Kirchen und war somit die nächste Veranlassung und das treibende Element bei der nun ausbrechenden blutigen Christenverfolgung. Sü-sien war ein besonderer Günstling der Kaiserin, weil er ganz nach ihren Absichten regierte. Als daher der englische Gesandte Mac Donald die Absetzung Sü-siens forderte, weil er die Ermordung des englischen Predigers Brooks verschuldet habe, hielt die Kaiserin ihre schützende Hand über ihn und widersetzte sich seiner Abberufung auf das entschiedenste — bis der deutsche Gesandte, Baron von Ketteler, Briefe aus Schantung vorzeigte, die den Gouverneur schwer belasteten. Ihrem gemeinsamen Drängen gab endlich die Kaiserin nach; statt aber den Schuldigen zu strafen, beförderte ihn die Kaiserin zum Vizekönig von Schansi. Diese Beförderung Sü-siens gab das Signal zum allgemeinen Aufruhr. Der Franziskanerbischof von Schansi protestierte beim französischen Gesandten gegen die Ankunft des fanatischen Vizekönigs. Der Gesandte erwiderte, es sei kein Grund zur Befürchtung da, denn dieser dürfe in Schansi nicht auftreten, wie er es in Schantung getan. Sollte er aber wirklich in diesem Tone fortfahren oder Europäer töten, so müsse er es mit seinem eigenen Leben bezahlen. Der Gesandte mahnte indes zur Vorsicht im Verkehr mit dem Vizekönig und versprach unterdessen das Auswärtige Amt zu benachrichtigen. Als Sü-sien

von dem Protest des Bischofs und der erfolgreichen Aktion des deutschen und englischen Gesandten erfuhr, geriet er in unbändige Wut. Er schwur, nicht zu ruhen und zu rasten, bis er China von dieser europäischen und christlichen Pest gesäubert habe. Bei der Audienz in Peking bat der neue Vizekönig um die Vollmacht, alle Europäer in der Provinz Schansi zu ermorden. Die Kaiserin jedoch hielt den Zeitpunkt noch nicht für gekommen. Unverweilt begab sich nun der neue Vizekönig in die ihm übertragene Provinz Schansi, bittere Rache im Herzen. Der Ruf eines Christenhassers war ihm vorausgeeilt. Die geheimen Gesellschaften, die Soldaten und alle, die beim Zusammenbruch der gesellschaftlichen Ordnung nichts zu verlieren hatten, bereiteten dem neuen Herrscher einen jubelnden Empfang in der Hauptstadt Tse huen fu. Gleich am folgenden Tage erließ der neue Vizekönig folgende Bekanntmachung: „Die kaiserliche Regierung hat mich an die Spitze dieser Provinz gestellt, damit dem Volke Gerechtigkeit widerfahre; darum bestimme ich den 3. und 8. Tag eines jeden Monats, an dem jedermann aus dem Volke seine Klagen persönlich bei mir vorbringen kann. Darum, meine Untergebenen, kommt in jeder Angst und Not direkt zu mir oder schreibt eure Klagen auf irgend einen feinen Papier; ich dispensiere von allem lästigen Zeremoniell.“ Unter dem Blätterwerk dieser schillernden Bekanntmachung konnte sich der Haß gegen die Europäer und Christen nur schlecht verbergen. Einige Tage nachher machte Bischof Fogolla seine Aufwartung im Tamen. Der Vizekönig sprach mit dem Bischof über die innere

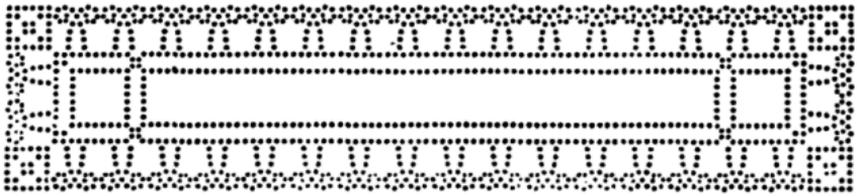
Lage Chinas und über seine Stellung gegenüber dem Auslande. Mit nackten Worten bekannte er sich als einen Feind Europas, nannte die Europäer barbarische Menschen und beschuldigte den Bischof von Anzer als die Ursache des Aufruhrs in Schantung.

Um seine christenfeindliche Gesinnung auch vor der breiten Öffentlichkeit zum Ausdruck zu bringen, unterließ es der Vizekönig, in der bischöflichen Residenz einen Gegenbesuch zu machen, obschon er nach dem kaiserlichen Befehl dazu verpflichtet war. Zugleich untersagte Sü-jien allen Mandarinen den Verkehr mit dem Bischofe. Unterdessen wurden anscheinend mit Vorwissen des Vizekönigs Furcht erregende Gerüchte verbreitet, die von der Hauptstadt der Provinz bis in die entlegensten Dörfer drangen. Plakate wurden angeschlagen, welche zur Ermordung der „fremden Teufel“ aufforderten. Nachdem bekannt geworden, daß der neue Vizekönig einige Dutzend Häupter der Borersekte aus Schantung hatte kommen lassen, um die christenfeindliche Bewegung in ein schnelleres Tempo zu bringen, wagten es die Mitglieder der geheimen Gesellschaften, in hellen Haufen durch die Straßen der Hauptstadt zu ziehen und Fahnen zu tragen mit der Inschrift: „Es lebe die kaiserliche Dynastie! Nieder mit den Europäern!“ Ein Brief des Bischofs Fogolla an den französischen Gesandten wurde aufgefangen. Die Folge war eine vizekönigliche Verordnung des Inhalts, daß, wer immer es wage, Briefe von Europäern nach Peking zu tragen, diesen Frevel mit dem Leben bezahlen müsse. Um diese Zeit erschienen belgische Ingenieure in Tse nuen fu, um Vermessungen für eine neue Eisenbahn vorzunehmen. Das

war für den Bizekönig eine willkommene Gelegenheit, die Maske vollends abzuwerfen und seinem Haß gegen die Europäer alle Zügel schießen zu lassen. Er wiegelte die Massen auf gegen die „fremden Teufel“, er appellierte an das Volk, sich zum Schutze der heimischen Götter und ihrer alten Sitten und Gewohnheiten zusammen zu schließen. Dann sandte er einen Eilboten nach dem andern an die kaiserliche Regierung mit der Meldung, die ganze Bevölkerung sei Feuer und Flamme gegen die fremden Eindringlinge und er, der Bizekönig, sei nicht imstande, den Aufruhr zu dämpfen. Auf sein Betreiben richteten auch die chinesischen Aktionäre der geplanten Eisenbahn eine Bittschrift an den Thron, es möge die Erlaubnis zum Eisenbahnbau rückgängig gemacht werden. Nur mit knapper Mühe entgingen die belgischen Ingenieure der Wut des erregten Volkes. Der Bau der Eisenbahn wurde sistiert und das Exerzierreglement nach altem chinesischem Stil wieder eingeführt. Die neuen europäischen Schießgewehre wurden eingefordert und Speiße und Bogen für die Bewaffnung der Soldaten aus der Rumpelkammer wieder hervorgeholt. Doch gab die Kaiserin zur Zerstörung der Waffenfabrik in Tse yuen fu ihre Zustimmung nicht. Immerhin bedeutete das Erreichte einen entschiedenen Rückschritt. Als die Dürre immer beängstigender wurde, holten die Heiden den Regengott aus seinem Heiligtum hervor und trugen ihn in feierlicher Prozession mit großem Geschrei durch die ausgedörrten, sonnverbrannten Felder und glutheißen Straßen. Ihr Gebetsruf lautete: „Nieder mit den Europäern, Tod den Christen, weil ihretwegen der Himmel zürnt!“

Der Bizekönig selbst begleitete zum Zeichen der Buße zu Fuß die Bittprozession und brachte in der Pagode Opfer dar für das bedrängte Volk. Wenn auch der erbetene Regen ausblieb, so schoß doch der Aberglaube des Volkes üppig ins Kraut und wuchs die Popularität des Bizekönigs von Tag zu Tag. Nicht weit von der Hauptstadt starb um diese Zeit ein christliches Kind. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, die Priester hätten Herz und Augen herausgenommen und als medizinische Präparate nach Europa geschickt. Sogleich ließ der christenfeindliche Sü-ßen das Grab öffnen, wobei sich zu seinem Ärger das ganze Gerücht als Verleumdung herausstellte. Kaum war diese Angelegenheit erledigt, als ein Heide im Samen mit der Anklage auftrat, die Christen von Konu-Kuzza hätten einige heidnische Sünlinge für eine große Geldsumme an die Europäer verkauft. Obschon die Verleumdung gegen die Christen offen zutage lag, eröffnete der Bizekönig doch die Untersuchung gegen die Angeklagten und ließ sie ins Gefängnis abführen. Bei dieser Lage der Dinge mußte es jedem Einsichtigen klar werden, daß der Bizekönig ganz offen auf die gänzliche Ausrottung des Christentums in seiner Provinz ausgehe und daß das Franziskanervikariat Schansi am Vorabend einer blutigen Christenverfolgung stand. Die Missionare und die ihnen anvertrauten Gläubigen suchten in inständigem Gebete Kraft zu dem bevorstehenden Kampfe.





Drittes Kapitel.

Ausbruch der Verfolgung.

Fur Zeit, als die im vorigen Kapitel beschriebenen Vorgänge sich abspielten, zählte die Franziskanermission Schanxi einen Bischof, einen Weihbischof, neun europäische Patres und 19 chinesische Tertiarpriester. Im großen Seminar befanden sich 15 Alumnen. Außerdem bestanden ein Knabenwaisenhaus mit 30 Kindern und zwei Mädchenwaisenanstalten unter der Leitung von sieben Franziskanerschwestern (Soeurs Franciscaines Missionnaires de Marie). Das erste Waisenhaus beherbergte 60 Kinder, das andere 200. In dem letzteren wohnten noch 30 chinesische Jungfrauen, welche sich als Katechistinnen dem Dienste der Mission widmen wollten. Diese nun so herrlich ausblühende Mission, dieses Werk mühsamer Arbeit während so vieler Jahre sollte nun in wenigen Tagen vernichtet werden. Am 26. Juni langte ein Eilbote aus Tay tong fu an mit der Nachricht, die Borer hätten die Kirche und das Missionshaus zerstört. Schon hatten die Borer das Außentor erbrochen, als der Subpräsekt das Gesindel zerstreute. Zur Strafe für diese der Mission geleistete Hülfe wurde er sogleich abgesetzt. Sein Nachfolger beeilte sich, das Versäumte nachzuholen. Nach Zerstörung der Missionsgebäude

wurden die meisten Christen getötet, der Rest floh nach allen Seiten auseinander. Nicht bloß der Pöbel hatte seiner Zerstörungswut freien Lauf gelassen, sondern die kaiserlichen Soldaten hatten — und zwar sie zuerst — das Zerstörungswerk begonnen. Dem Anscheine nach waren sie vom Mandarin geschickt worden, den Aufruhr zu dämpfen; als sie aber Kirche und Missionshaus durchstöberten und nichts fanden, was ihre Sabrier befriedigen konnte, legten sie Feuer an, jedenfalls mit stillschweigender Zustimmung des Mandarins. Zum Glück konnten die Bischöfe sich noch frühzeitig in Sicherheit bringen. Das Haus der protestantischen Mission war ebenfalls ein Raub der Flammen geworden, während der Prediger der Wut des Pöbels zum Opfer fiel. Weil Tay ton gsu, wo sich diese Dinge ereigneten, nur acht Stunden von Tae yuen su entfernt lag, da überdies aufreizende Plakate überall verteilt wurden, sah der Oberhirt Monsignore Gregorius Grassi sich genötigt, auf Abwehr zu sinnen. Denn auch im Bezirke Tienen waren zwei Christengemeinden zerstört und zwei Christen eingekerkert worden. Zunächst arbeitete der Bischof ein Memorandum an den Bizekönig aus, dann schickte er Briefe mit Verhaltensmaßregeln an die einzelnen Missionen, während er die Patres und Schwestern seiner eigenen Residenz zur mutigen Ausdauer ermahnte. Auf seine Einladung begab sich der Weihbischof Fogolla aus dem Missionshaus Tongol kou, welches einige Stunden außerhalb der Stadt lag, frühmorgens nach Tae yuen su. Kaum hatte er sein Ziel erreicht, als die Stadttore hinter ihm geschlossen wurden.

Auf die Kunde von diesen Ereignissen setzten die Missionare in Tongol kou ihre Niederlassung und den ganzen Ort in Verteidigungszustand. Es meldeten sich unter den Christen 120 waffenfähige Männer, die mit Schußwaffen ausgerüstet wurden. Andere nahmen Spieße, Lanzen und Spaten und versahen den Wachtdienst. Wertvolle Sachen, besonders die Kirchengefäße, wurden vorsichtig eingepackt und im Garten vergraben. Gegen Abend kam der chinesische Pater Philippus In, als Borer verkleidet, mit sehr entmutigenden Nachrichten. Alle Wege sind belagert von bewaffneten Boren, die nach Christenblut lechzen. Der Pater selbst hatte am Morgen zwei Maultiere bepackt, um sich in die Stadt zu flüchten. Die Borer griffen ihn auf, beraubten ihn seiner Habseligkeiten und selbst seiner Kleider und ließen ihn nach verschiedenen Quälereien in seinem Elende liegen. Mühsam schleppte der Beraubte sich weiter, erbettelte sich die allernotwendigsten Kleider und gelangte spät abends nach Tongol kou, wo sein Bericht die herrschende Furcht noch vermehrte. Am folgenden Tage kamen zwei chinesische Protestanten und erzählten, mit welcher Grausamkeit die Borer im Verein mit den Soldaten des Vizekönigs in Namme gehaust hätten. Alle Europäer, die Waffen trugen, wurden niedergemacht. Eine Dame mit ihrem kleinen Sohne wurde grausam hingeschlachtet. Männer, Weiber und Kinder wurden unbarmherzig gefesselt und in den Kerker geworfen. Dann zündete man das protestantische Missionshaus an und warf die chinesischen protestantischen Diener des Hauses in die prasselnden Flammen. Darauf begann eine allgemeine Plünderung der christlichen Häuser.

Den flüchtigen Christen wurden nicht nur von Heiden, sondern sogar von Verwandten und Bekannten Lebensmittel verweigert, mochten sie auch den vollen Preis dafür bieten. Noch hatten die beiden Berichtersteller nicht geendet, da kamen drei Seminaristen aus dem großen Seminar von Tse yuen fu nach Tongol kou und vermehrten die allgemeine Besorgnis noch durch die Erzählung dessen, was sich in den letzten Tagen in der Residenzstadt zugetragen hatte. Überall auf den Straßen waren Plakate angeschlagen mit der Aufforderung, die Europäer zu töten und die Mission zu zerstören. Auf einigen Plakaten war der erste Tag, auf andern der fünfte und wieder auf andern der siebente Tag des sechsten Mondmonats zur Ausführung festgesetzt. In einer dieser Publikationen hieß es: „Die Christen bringen unter dem Schutze der Europäer alles in Unordnung, sie sind voll von Anmaßung, unterdrücken die Schwachen, insultieren das Kaiserhaus und verlachen unsere heilige und wahre Religion. Aus unsern zerstörten Pagoden nehmen sie das Baumaterial für ihre Kirchen, sie hindern den Glücksdrachen über ihre hohen Kirchen in unsere Wohnungen zu steigen, sie verführen die unwissende Jugend, stechen zum Zweck der Medizinbereitung unsern Kindern die Augen aus. . . . Doch nun sind die Rachegeister vom Himmel niedergestiegen, um das Volk zu unterstützen im Kampfe gegen die Christen. Wohlan denn! Nieder mit den europäischen Teufeln! Die Boger stehen kampfbereit, und obwohl sie weder Dolch noch Beil gebrauchen, können sie den Revolvern und Kanonen widerstehen. Volk erhebe dich, als hättest du nur ein Herz und

eine Seele zum Untergange der aus dem Westen gekommenen Fremden und zur Vernichtung der verhaßten Christen!“ Mit solchen und ähnlichen Plakaten war die Straße, an der die bischöfliche Residenz lag, und selbst die Kirchenmauern vollständig tapeziert. Ein großer Volkshaufe, der von Stunde zu Stunde eine immer drohendere Haltung annahm, sammelte sich um die Kirche. Bei dem Scheine des Feuers, welches die in Flammen aufgehende protestantische Mission ringsumher verbreitete, konnte man den fanatischen Pöbel genauer beobachten. Als das Schreien und Lärmen immer beängstigender wurde, gab der Bischof allen Mitgliedern des Hauses die Erlaubnis, ihr Leben durch die Flucht zu retten. Die einzelnen wurden an der hohen Umfassungsmauer in Körben herunter gelassen und verteilten sich in der Stadt, um unbemerkt aus derselben zu entfliehen. Als Pater Elias Facchini mit den verkleideten Ordensschwestern an das Stadttor kam, wurde er als Europäer erkannt und von dem wachhabenden Offizier zum Unterpräfekten und von diesem zum Vizekönig geführt. Dieser verhörte ihn wie einen Übeltäter, er fragte ihn aus, wie lange er schon in China sei, was er im Schilde führe und wie viele Menschen er schon mit seiner falschen Lehre verführt habe. Der Pater antwortete: „Ich bin nun 33 Jahre lang im Reiche der Mitte und habe nie jemand verführt. Was meinen Glauben angeht, so werde ich ihn niemals verleugnen, denn er ist fest wie Eisen.“ Darauf wurde er zur Mission zurückgeführt. Unterdessen hatte sich auch der Weihbischof Fogolla beim Vizekönig angemeldet, wurde aber nicht vorgelassen. Bei seiner Rück-

kehr fließ der Straßenpöbel Verwünschungen und Drohungen gegen die christliche Religion aus. Fast gleichzeitig mit dem Weihbischof trafen an der Kirchentür 13 Wagen ein, den unter andern der Militärmandarin und der Scharfrichter entstiegen, um in der Mission eine strenge Untersuchung vorzunehmen. Mit dem Weihbischof stellten sie ein ähnliches Verhör an, wie kurz vorher der Bizekönig mit dem Pater Elias. Der Bischof antwortete mit fester Stimme: „Wir wissen uns keines Verbrechens schuldig. Unsere Religion ist durch verschiedene kaiserliche Dekrete sanktioniert. Wenn ihr glaubt, uns Furcht einzulösen durch euer Auftreten, so täuschet ihr euch; wenn wir furchtsam wären, hätten wir unser Vaterland nicht verlassen. Wir verlangen gemäß den kaiserlichen Dekreten obrigkeitlichen Schutz. Im übrigen fürchten wir weder Drohungen noch Leiden.“ Der Schatzmeister, der Generalinspektor und der Oberrichter erklärten hierauf: Die Verurteilung sei noch nicht unterzeichnet, auch habe der Bizekönig nicht die Befugnis, ein solches zu fällen, aber er erwarte die Befehle der Kaiserin aus Peking. Der Bizekönig hatte nämlich nach Peking berichtet, die Protestanten in Tse nuen fu hätten 3000 Chinesen niedergeschossen, worauf das ergrimmete Volk die Kirche in Brand gesteckt habe. Zugleich hatte er um Weisung gebeten, was mit den gefangenen Protestanten und Katholiken geschehen solle. Der Bericht des Bizekönigs enthielt natürlich eine großartige Übertreibung. Getötet wurde ein chinesischer Diener des Hauses, der ohne weiteres im Missionshause zu plündern begann; ferner wurden etwa 100 Angreifer niedergeschossen aus ge-



Chinesische Pagode.

rechter Notwehr. Im Gegensatz hierzu hatte Weibischof Fogolla verboten, das Missionshaus mit Waffengewalt zu verteidigen. Er folgte so dem Beispiel des hl. Erzbischofs Thomas von Canterbury, der den Ausspruch getan: „Das Gotteshaus soll nicht wie eine Festung verteidigt werden.“ Der Bischof glaubte immer noch, der Bizekönig wolle sie nur einschüchtern und hoffte, der ganze Aufstand werde ein friedliches Ende nehmen. Darin bestärkte ihn die Rückkehr von sieben Seminaristen, die man seit zwei Tagen eingekerkert hatte. Auch einer der höchsten Beamten des Tribunals, Menkoun mit Namen, der den Christen gewogen war, versicherte, daß erst nach zehn Tagen die Entscheidung zu erwarten sei. Plötzlich aber wurden die Missionare aus ihrem Optimismus herausgerissen durch folgendes Manifest des Bizekönigs: „Die europäische Religion ist grausam und gefährdet die guten Sitten; sie ist eine Verächterin der Geister und des Kultus unserer Ahnen. Infolgedessen hat die Vereinigung der „gerechten Einigkeit“ (Borer genannt) sich erhoben, um gegen euch Christen mit Güterentziehung und Lebensberaubung vorzugehen. Darum ermahnen wir euch, abzulassen von eurer Gottlosigkeit und auf den rechten Weg zurückzukehren. Wenn ihr das bald tut, zeigt ihr euch als ehrenwerte Menschen. Wenn ihr aber hartnäckig in eurem Irrtum beharrt, werdet ihr hart gestraft werden. Hiermit seid ihr gewarnt.“ So der Wortlaut des Dekrets. Das hieß mit andern Worten: Entweder dem christlichen Glauben entsagen oder sterben! Damit war die ganze gegen die Europäer in Schansi gerichtete Bewegung als Christenver-

folgung gekennzeichnet. Den Drohungen folgte bald die Tat. Die 200 Waisenkinder wurden mit den Schwestern in eine Pagode eingesperrt und vor die Wahl gestellt: entweder Abfall vom Glauben oder sterben! Alle erklärten, sie seien Kinder der katholischen Mission und wollten deren Schicksal teilen. Sogleich rief der Bizekönig zu den Waffen. In den Geschäftshäusern wurde jeder fünfte und in jeder Familie, die aus zehn Personen bestand, wurde einer zum Militär einberufen. Mit ihrer Hilfe wurde ein fester Ring um die Stadt gebildet, sodaß an eine Flucht nicht mehr zu denken war. Hier wurden auch die Eilboten des Bischofs mit Briefen an den französischen Gesandten aufgefangen. Von 16 dieser Eilboten wurden 13 getötet und nur drei entkamen.





Viertes Kapitel.

**Herrliche Beispiele von Glaubenstreue.
Einkerkerung der Bischöfe. Die Borer. Zwei
menschenfreundliche Mandarine.**

Die Lage der Christen in Tse nuen su wurde mit jedem Tage bedenklicher und hoffnungsloser. Das Vertrauen auf menschliche Hülfe war gänzlich geschwunden. In dieser dunklen Leidensnacht glänzten als leuchtende Sterne die herrlichen Beispiele von Glaubenstreue und Opferwilligkeit aus allen Schichten der Neubekehrten. So zeigte ein Pater ein ganzes Körbchen voll silberner Ringe, Ohrgehänge, Stirn- und Armbänder, welche ihm brave christliche Frauen und Jungfrauen in einem Dorfe übergeben hatten, mit der Bitte, er möge sie eilends in den III. Orden des hl. Franziskus von der Buße aufnehmen und dann für den Erlös dieser Kostbarkeiten hl. Messen zelebrieren in der Meinung, Gott möge sie entweder der Gnade des Martyriums würdigen oder ihnen die Gnade geben, erfüllt vom Geiste des hl. Franziskus ein Leben der Buße zu führen. Ihr Gebet ist erhört worden. Nachdem sie vier Wochen als gute Tertiaren sich geheiligt hatten, wurden sie alle in der Kirche gemeinsam niedergemetzelt. In einem andern Dorfe hatte man plündernde Borer mit Waffengewalt vertrieben und das ganze Dorf in Verteidigungszustand gesetzt.

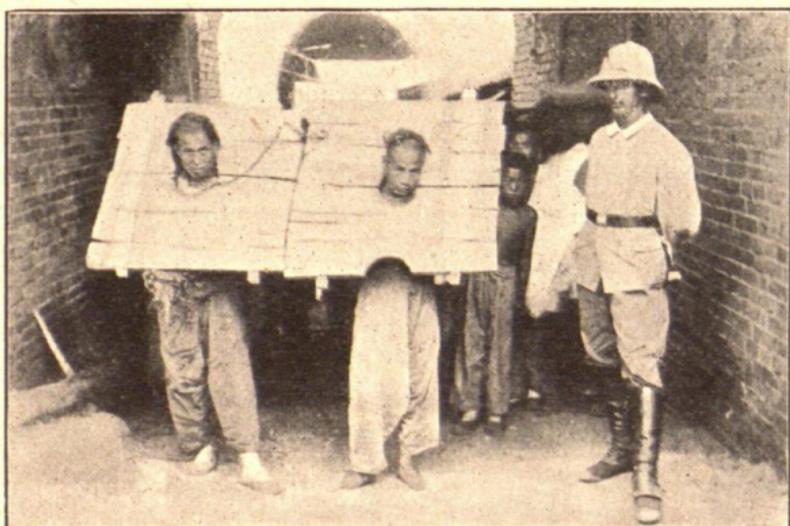
Darauf gehen erbohte Menschen zum Bizekönig und berichten, man habe in jenem christlichen Dorfe friedliche Wanderer mißhandelt, weil sie Seiden waren. Ohne die Sache zu untersuchen, schickte der Bizekönig einen Trupp Soldaten ab, welche alle Einwohner töten und das Dorf einäschern sollten. Doch Gott wachte über den Seinen. Wegen des plötzlich hoch angeschwollenen Flusses mußten die Soldaten zurückkehren. Ueberdies erkühnte sich ein Militärbeamter, der heimlich Christ war, zum Bizekönig zu gehen und die Verleumdung aufzudecken. In Ta yen hien wurde ein Mann wegen seines christlichen Glaubens zum Tribunal geführt. Während des Verhörs sagte er unerschrocken: „Wenn es ein Verbrechen ist, Christ zu sein, hier ist mein Hals, es bedarf keines langen Verhörs, denn ich bin ein Christ, und werde niemals meinen Glauben verleugnen. Habe ich aber sonst etwas Strafwürdiges begangen, so beweist es.“ Der Mandarin, voll Bewunderung über dieses mutige Auftreten, entließ den Christen mit der wohlgemeinten Bitte, er möge sich verborgen halten. Doch das herrlichste Beispiel von Glaubensmut und Sehnsucht nach dem Martertode ereignete sich im Missionshaus Tae yuen fu. Ein Mann, namens Ju, der früher Zauberkünstler gewesen, hatte nach seiner Taufe die Leitung der Missionsapotheke übernommen. Als die Soldaten Hand anlegten, um die Bischöfe in den Kerker zu führen, bot er ihnen 30 Unzen Silbers, etwa 90 Francs, wenn sie auch ihn fesseln und zum Martertode führen wollten. Wer staunt nicht über die Macht des Glaubens, die den schwachen Menschen über sich selbst erhebt, und ihn

mit Kraft aus der Höhe derart erfüllt, daß er, statt vor dem Martertode zu zittern, aus Liebe zu Christus demselben freudig entgegengeht! Leider wurde sein Wunsch jetzt nicht erfüllt, weil die Soldaten keinen Auftrag hatten. Gott wollte ihn zum Troste der Schwachen im Glauben noch zwei Jahre am Leben erhalten, um dann die so heiß ersehnte Marterkrone ihm aufs Haupt zu setzen. — Während nun die Bischöfe und Missionare in der Kirche bewacht wurden, machte der Bizekönig auf die wiederholte Einladung des kaiserlichen Hofes sich auf den Weg nach Peking. Doch kaum hatte er die Residenzstadt Tse huen fu verlassen, da umringte ihn ein Haufe von Borgern, welche flehentlich baten, sie doch nicht zu verlassen, weil die Christen sich jetzt an ihnen rächen würden. Die ganze Komödie war gut verabredet. Der Bizekönig gab also ihren Bitten nach und schwur sogleich: „Ich werde alle Europäer töten und die christliche Religion zerstören, bevor ich nach Peking reise.“ Sogleich schickte er einen Mandarin an Bischof Grassi mit der Weisung, sich unter dem Schutze von 20 Soldaten in ein Nebengebäude des großen Tempels zu verfügen, weil das Missionshaus wegen seiner großen Ausdehnung nicht sicher genug sei. Die Bischöfe merkten sofort die List, doch gehorchten sie, um dem Bizekönig keinen Anlaß zu weiterer Verfolgung der Christen zu geben. Mit ihnen wanderten ins Gefängnis zwei Patres, ein Laienbruder, sieben Schwestern und 13 Waisenmädchen. Das Verließ war zwar groß genug, aber feucht. Doch war es gestattet, die hl. Messe zu feiern. Auch durften zwei chinesische Diener ihnen Speisen aus der Stadt

bringen. Besuche der Christen im Kerker waren gestattet. In der Mission legte unterdessen der christliche Militärmandarin Siegel an die meisten Türen, um den Soldaten das Stehlen unmöglich zu machen. Vom Kerker aus sandte Monsignore Grassi in der sicheren Erwartung des baldigen Todes einen Brief an den Obern des Missionshauses von Tongol kou, P. Barnabas da Cologna, in welchem er ihn ad interim zum Provikar des Apostolischen Vikariats Schansi ernannte mit allen Rechten, vorbehaltlich der bischöflichen Funktionen.

Unterdessen nahmen die Plünderungen christlicher Häuser ihren Fortgang. Mord und Brandstiftung in der weiten Umgebung von Tse yuen fu waren an der Tagesordnung. Aus einem einzigen Dorfe meldete man 70 ermordete Christen. Da bei all diesen Überfällen christlicher Gemeinden stets die Borer an der Spitze standen, und sich durch besondere Grausamkeit auszeichneten, wird es erwünscht sein, näheres über sie zu erfahren. Die Borersekte, deren Heimat die Geburtsstadt des Konfuzius in Südschantung, ist hervorgegangen aus den Bonzenschülern, welche in Pagoden erzogen werden. Sie müssen während mehrere Jahre den Göttern zu Ehren Enthaltbarkeit beobachten. Bei ihren abergläubischen Übungen bilden sie einen Kreis und müssen dann gewisse diabolische Worte einigemal wiederholen. Daraufhin fallen sie wie hypnotisiert zur Erde. Nach einigen Minuten erheben sie sich, machen mit Armen und Beinen gymnastische Bewegungen (daher der englische Name „Borer“) und rufen in einem fort: „Tod den Europäern, Unter-

gang den Christen!“ Dann fallen sie wieder in hypnotischen Schlaf und bei ihrem Erwachen wissen sie von dem Vorgefallenen nichts mehr. Die zweite Abteilung der Borersekte besteht aus Mädchen im Alter von 11—14 Jahren. Sie tragen feuerrote Kleider und Laternen. Auch sie müssen während dieser drei Jahre enthaltsam leben. Bei ihren Übungen geraten auch sie in hypnotischen Schlaf, übertreffen aber an schäumender



Der Halskragen, ein chinesisches Marterwerkzeug
im Gefängnis.

Wut die Borerknaben. Nach ihrer Meinung sind die Borer im Kampfe mit den Europäern unverwundbar. Darum gehen sie als die Kühnsten bei den Überfällen gegen die Christen voran; sie geben keinen Pardon und legen sich auch in der Zerstörung europäischer Sachen keine Mäßigung auf, da es ihnen streng verboten ist, Kleider, Tücher, Messer und Gefäße zu gebrauchen, die von Europäern verfertigt sind. Zur

Charakteristik der Boxer genügt es eigentlich daran zu erinnern, daß sie die Schützlinge des Christenhassers Sü-tien waren, und daß er sie für die geeigneten Werkzeuge hielt zur Durchführung seiner schwarzen Pläne. Zum Belege dienen folgende vizekönigliche Bekanntmachungen:

„Der Kaiser hat einen großen Minister zum Haupte der Boxer bestimmt und allen Gouverneuren befohlen, sie zu sammeln und zu organisieren. Gehorsam diesem kaiserlichen Befehl, habe ich die Boxer gesammelt, ihnen Anführer gegeben, ihnen Lebensunterhalt angewiesen und dem Volke erklärt: die Boxer seien ehrenwerte Menschen, die unter besonderm göttlichen Schutze stehen. Wir bewundern unter ihnen durchaus tüchtige Männer, die nicht für sich selbst besorgt — zum Schrecken werden für ihre Feinde. Wer immer der Schar der Boxer beitreten will, soll das tun nicht aus Habsucht, sondern allein aus Gehorsam gegen die kaiserlichen Dekrete. Die Boxer kämpfen nicht für ihren eigenen Vorteil, sondern zum Schutze der Dynastie. Darum haben sie z. B. in Tientsin gegen die Europäer wie wilde Bestien gekämpft, ja sie waren die Avantgarde der regulären Truppen, welche zahllose Europäer getötet haben. Ihre Verdienste hat der Kaiser gebührend belohnt. Ich kenne die Boxer sehr gut. Sie suchen nicht Reichtum und eiteln Ruhm, sind nicht wie Kaufleute für ihr Leben besorgt, sie erregen nicht Aufruhr und Revolution, sondern zeigen sich als treue Untertanen des regierenden Kaiserhauses, daher ihr Name: „Volk der Gerechtigkeit“. Aber es sind unter ihnen auch falsche Boxer, welche bei passender Gelegenheit auch Unfrieden stiften,

dem Volke fluchen, es mißhandeln, Geld stehlen. Diese sind nicht Borer, sondern Bösewichte, die eingekerkert und nach dem Strafgesetzbuch ohne Erbarmen verurteilt werden. Hiermit seid gewarnt; Gehorchet mit Furcht!“

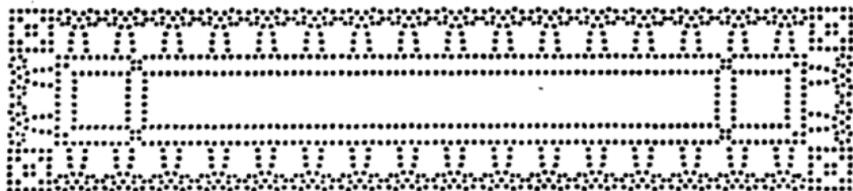
In einer anderen Bekanntmachung des Bizekönigs heißt es: „Durch ein kaiserliches Dekret ist mir anbefohlen, die Borer genau im Auge zu behalten. Nach genauer Prüfung muß ich sagen, daß es tüchtige, einsichtsvolle Männer sind, die mit voller Überzeugung sich der Sache des Geistes geweiht haben. Zur Zeit haben sich die Barbaren (die europäischen Soldaten) erhoben gegen meine amtliche Stellung und gegen mein Volk; ihr Herz ist voll von Neid und brület Rache. Wenn Christen und Europäer sich zusammentun, um im geheimen gegen das Gesetz zu wühlen in verbrecherischer Absicht, fähig zu jeder Schandtath, so sind sie verhaßt dem Geiste und den Menschen und ihre verbrecherische Bosheit ist verflucht von Himmel und Erde. Darum ermahne ich die Christen, ihre Religion zu verlassen, und sich nicht dem Schutze eines fremden Volkes anzuvertrauen. Wenn sie aber hartnäckig sich weigern zu apostasieren, gut, so laßet uns die Übeltäter ergreifen, weil sie trotz wiederholter Ermahnung die angedrohte Strafe nicht geachtet haben. Die Europäer aber, die trotz wiederholter Aufforderung nicht abreisen und insgeheim revolutionäre Tendenzen verfolgen, werden zum Tode verurteilt. Aber selbst in der harten Strafe zeigt sich unsere Milde, weil nach dem Ausspruch des Konfuzius Strenge und Milde sich unterstützen sollen. Hiermit seid ernstlich gewarnt!“

Beide Dekrete stellen den Borgern das beste Zeugnis aus. Wenn man sich aber erinnert, daß der einge-
fleischte Christenhasser Sü-sien beide Schriftstücke ver-
faßt und veröffentlicht hat, wird auch wissen, in welchem
Sinne die überschwenglichen Lobeserhebungen zu ver-
stehen sind. Mit Bezug auf die gefährvolle Lage der
Christen und Europäer lassen beide Manifeste an Deutlich-
keit nichts zu wünschen übrig.

Wenn gleich die meisten Heiden mit dem Vor-
gehen des ungerechten Bizekönigs einverstanden waren,
so gab es doch auch rühmliche Ausnahmen. Zu
diesen gehörte unter andern der menschenfreund-
liche Mandarin von Ta yen hien. Als auf das
Dekret des Bizekönigs hin, welches die Christen
zum Abfall vom Glauben aufforderte, einige Christen
bei ihm verklagt wurden, zog er sie allerdings ins
Verhör, gab ihnen aber den Rat sich zu verbergen
und zu fliehen, bis bessere Zeiten anbrechen würden.
Zugleich ließ er bekannt machen, daß, wenn Christen
von Heiden gefötet würden, er nicht gegen die Heiden
einschreiten könne, sowie er es umgekehrt den Christen
nicht verargen werde, wenn sie Haus, Hof und Leben
männlich verteidigen. Ein ebenso edler Mann war der
Ortsvorsteher von Kui. Als er im Auftrage seines
Mandarins das Dekret des Bizekönigs nach Tomollkom
bringen mußte, erklärte er, er bedaure sehr, der Über-
bringer eines so ungerechten Schreibens zu sein. Er
wisse wohl, daß es vergebliche Mühe sei, die Christen
vom Abfall zu bewegen. Dann fuhr er fort: „Weil
wir bisher mit der christlichen Bevölkerung in unge-
störtem Frieden gelebt haben, so wollen wir an dieser

Berordnung uns nicht stören. Ich für meine Person verbürge mich dafür, daß die Borer in meinem Distrikt euch nichts anhaben werden. Was die übrigen angeht, so werde ich euch frühzeitig warnen, wenn ein Schlag gegen euch geplant wird.“ Was der Ortsvorsteher versprochen, hat er treu gehalten. Schon nach wenigen Tagen schickte er vor Tagesanbruch einen Boten mit der Meldung, daß die Soldaten des Vizekönigs auf dem Marsche seien, die Missionsanstalt auszurauen, zu verbrennen und alle christlichen Einwohner des Dorfes zu töten. Da man schon vorher alle Wertgegenstände in Sicherheit gebracht und die Kranken, Frauen und Kinder in die Berge geflüchtet hatte, folgten die Zurückgebliebenen unter der Anführung der Missionare, sodaß die Soldaten das sonst so stark bevölkerte Dorf ausgestorben fanden.





Fünftes Kapitel.

Zwei Gegner Sü-siens. — Das Blutbad im Gefängnis. — Raubzug der Borer.

Wie schon früher bemerkt, waren mit dem ungerichten Vorgehen des Bizekönigs nicht alle Seiden einverstanden. Zwei mächtige Gegner fand der Bizekönig in dem Generalinspektor der Armee und dem Oberrichter, welche, obgleich Seiden, die Sache der Christen offen verteidigten. So hatte der Generalinspektor den Mut, seinem höchsten Vorgesetzten öffentlich Ungerechtigkeit vorzuwerfen. Er erklärte ihm, daß er gar nicht befugt sei, ein Todesurteil über die Christen zu fällen. Und als der Bizekönig Miene machte, die Kathedrale in Brand zu stecken, schickte der Generalinspektor 60 Soldaten, welche die Ausgänge der Mission besetzten. Als dennoch jemand dem Wunsche von oben gehorchend, Feuer an die Kirche legen wollte, ließ der brave General dem Berwegenen öffentlich 400 Stockhiebe verabreichen. Da der Bizekönig seine Pläne so vereitelt sah, geriet er in unbändige Wut. Sogleich schickte er einen Eilboten nach Peking, um einen neuen, noch dringenderen Befehl zur Tötung aller Europäer zu erwirken. Dieses Todesurteil war sieben (8. Juli) angekommen. Um aber nicht aufs neue an der Ausführung gehindert zu werden, sollte die Ermordung

insgeheim geschehen, womöglich unter dem Vorwande, als hätten die Verurtheilten die Landesgesetze übertreten. Darum wurden die Bischöfe und ihre Begleitung nicht in den öffentlichen Kerker, sondern in ein Nebengebäude einer Mandarinswohnung eingesperrt, angeblich, um sie dort besser vor der Wut des Pöbels zu schützen. So war der 9. Juli, das Fest der hl. Martyrer von Gorkum (Holland) aus dem Franziskanerorden, herangekommen. Die Bischöfe konnten noch immer nicht glauben, daß Sü-sien ihr Blut vergießen werde. Doch teilten nicht alle Gefangenen diesen Optimismus. So schrieb P. Theodoricus Balat aus dem Gefängnis folgende Zeilen: „Heute abend sind wir eingekerkert worden und wir hoffen, bald für Gott den Tod zu erleiden. Fordere die Christen auf, eifrig für uns zu beten.“ Wie gewöhnlich feierten auch an diesem Morgen die Bischöfe das hl. Messopfer. Die rote Tagesfarbe sollte die Vorbedeutung ihres Blutes sein, das sie heute für Christus verspielen sollten. Dem ihn besuchenden P. Antonius trug Bischof Grassi auf, von dem in der Mission vorhandenen Getreide an die armen Christen auszuteilen. Das Almosen stellte den Kaufpreis dar, mit dem er heute den Himmel erkaufen sollte. Um 2 Uhr nachmittags kam der Subpräfekt, anscheinend zu einem Höflichkeitsbesuche. Er gab den Seminaristen die Erlaubnis, frei nach Hause zu gehen. Der Bischof aber lehnte dieses Anerbieten ab, indem er sagte: „Es ist besser, daß sie bei uns bleiben und mit uns sterben.“ Dann kam der Subpräfekt auf den eigentlichen Zweck seines Besuches. Bischof Grassi hatte aus dem Gefängnis einige Zeilen

an P. Paulus in Tongol kou geschrieben. Weil er aber wußte, daß fast alle Briefe vom Bizekönig aufgefangen wurden, hatte er nur geschrieben: er und die übrigen befänden sich wohl; sie hätten für den Augenblick nichts zu fürchten und hofften, daß der ganze Aufstand ein friedliches Ende nehmen werde. „Dieser Brief,“ so erklärte der Subpräsekt, „befindet sich in den Händen des Bizekönigs, der insofgedessen sehr beunruhigt ist; ich fordere daher den P. Elias und zwei Seminaristen auf, mir zum Bizekönig zu folgen und den Brief zu übersetzen.“ Die Übersetzung durch P. Elias förderte den harmlosen Inhalt zutage. Man erklärte sie indes für gefälscht. Als auch die beiden chinesischen Seminaristen wortgetreu den Sinn des lateinischen Briefes wiedergaben, erklärte man beide für Lügner und Schriftfälscher und führte alle drei, zugleich mit dem betreffenden Briefboten ins Gefängnis, welches jedoch von dem der Bischöfe verschieden war. Der Subpräsekt, der ein Schmeichler und Streber war, und von der lateinischen Sprache keine blasse Ahnung hatte, übersetzte dem Bizekönig den Brief dahin, daß er nebst verschiedenen Schmähungen gegen das Oberhaupt der Provinz eine Einladung an die europäischen Soldaten enthalte. Zu-ten jubelte auf. Sogleich, ohne daß die beiden mächtigen Beschützer der Christen etwas erfuhren, drang er selbst zur ungewohnten Stunde an der Spitze einer Schar Soldaten ins Gefängnis. Mit den in dem anstoßenden Gemach eingekerkerten Protestanten wurde der Anfang gemacht. Als diese die Absicht der Eintretenden merkten, gaben sie zwei Revolvergeschüsse auf die

Soldaten ab, die aber fehlgingen. Nach mannhafter Gegenwehr wurden sie jedoch überwältigt und in Fesseln gelegt. Als Bischof Grassi durch diesen ungewohnten Lärm aufgeschreckt, erkannte, daß seine und seiner Leidensgefährten letzte Stunde geschlagen hatte, ließ er den Weihbischof, die Patres, die Seminaristen, die Schwestern, Diener und Kinder niederknien und gab ihnen zum letztenmal die Absolution. Dann kniete auch er nieder, und in dieser Stellung erwarteten sie die Mörder. Als diese erbittert eindringen und statt des vermuteten Widerstandes die Glaubenshelden knieend im Gebete fanden, waren sie ganz erstaunt.

Sogleich traten die Soldaten auf den Weihbischof zu und schlugen ihm mit einem dicken Knüttel derart auf den Hals, daß er bewußtlos zu Boden sank. Dann wurden alle gefesselt. Der Laienbruder Andreas, ein Elsässer, voll übersprudelnder Lebhaftigkeit, fragte den Soldaten, der ihn fesseln wollte: „Du willst mich nun gefesselt zum Tode führen?“ Als jener es bejahte, fügte er hinzu: „Ich habe mich als Europäer nie vor einem Chinesen gebeugt. Da du mich aber zum Martyrium und zum Paradiese führen willst, will ich mich dankbar dir zu Füßen werfen.“ Dann stimmte er den Psalm an: „Laudate Dominum omnes gentes“, sodaß die Soldaten über die Furchtlosigkeit der Katholiken sich sehr verwunderten. Dann führte man die Schlachtopfer gebunden zum Tribunal des Bizekönigs. Nur ein chinesischer Diener, der sich in einer Ecke verborgen hatte, wurde aus Versehen zurückgelassen; ihm verdanken wir diese Einzelheiten. Auf dem letzten Gang zur Richtstätte ließen die Sol-

daten ihren Mutwillen an den wehrlosen Opfern aus, sodaß besonders die Kleider des Bischofs Grassi bei seiner Ankunft im Tribunal mit dem eigenen Blute besleckt waren. Da der Bizekönig fürchtete, die Bischöfe könnten durch die ihnen ergebenden Christen befreit werden, ließ er seinen Palast mit einem Ring von 4000 Bogern umstellen, die in einem fort schrieen: „Tod den Teufeln, Tod den Christen!“ Dann nahm Sü-sien auf seinem Richterstuhle Platz und sprach ohne weiteres das Todesurteil; er führte aus, daß sie als Europäer und als Volksverführer, welche die Verehrung der Götter und den Kult der Ahnen verachteten, daß sie als Eindringlinge, welche das Land den Europäern in die Hände spielen wollten, das Leben verwirkt hätten. Ihre Majestät, die Kaiserin, habe das Todesurteil bestätigt. Dann fragte er in gereiztem Tone Bischof Fogolla: „Wie viele Jahre bist du in China?“ Der Bischof antwortete: „Schon viele Jahre.“ Der Bizekönig: „Wie viel hast du in der langen Zeit meinem Volke schon geschadet?“ Der Bischof: „Niemals habe ich jemand geschadet, wohl aber habe ich vielen Gutes getan.“ „Was, wie!“ schrie Sü-sien erboßt, und ohne weiteres nahm er das Messer aus seinem Gürtel und stieß es dem Bischof in die Schädeldecke. Dann rief er den Bogern und Soldaten zu: „Tötet, tötet sie!“ Diese fielen nun über die wehrlosen Opfer her, töteten und enthaupteten sie. Unterdessen befand sich P. Elias mit den beiden Seminaristen in einem anderen Gebäude. Ein Soldat sprach ihnen Mut zu und sagte: „Fürchtet euch nicht, bald kommt der Subpräsekt und dann geht alles einem guten Ende zu.“ Die Semi-

naristen entgegneten: „Wir fürchten nichts, wenn ihr uns töten wollt, so sind wir bereit.“ P. Elias, der die Nähe des Todes erkannte, schwieg ernst. Dann kam der Subpräsekt und führte auch sie zum Tribunal: zuerst P. Elias, dann einen Engländer, dessen Gattin und zwei Kinder, zuletzt die beiden Seminaristen. Beim Anblick der vielen blutbesleckten Leichen erschrak die Dame und bedeckte ihr Angesicht. Die protestantischen Engländer jedoch zeigten nicht die mindeste Furcht. Am unerfrochtensten benahm sich P. Elias, der mit den gefesselten Händen den Fächer bewegte und sich Kühlung zusächelte. Diese Ruhe unter solchen entsetzlichen Umständen erregte die Wut der Soldaten. Einer riß dem Pater gewaltsam die Brille ab (es gilt in China als unanständig, die Brille zu tragen, während man mit einer Respektsperson redet oder zur Audienz zugelassen wird). Ein anderer Soldat schlug ihm mit seinem Säbel derart vor die Stirn, daß die ganze Stirnhaut blutend auf den Mund niederfiel. Darauf öffneten sie seine Brust, rissen ihm das Herz heraus und töteten sodann die übrigen Europäer und Seminaristen. Damit erreichte die Zahl der Märtyrer an diesem Tage aus der kath. Mission von Tae nuen fu 26, nämlich: zwei Bischöfe, zwei italienische Patres, einen Laienbruder, sieben Franziskanerinnen, fünf Seminaristen und neun Diener der Mission. Ein Soldat, welcher dieses blutige Schauspiel mit angesehen hat und sich nun als Pfortner in der bischöflichen Residenz in Tae nuen fu befindet, hat uns alle diese Einzelheiten verbürgt. P. Heinrich Prosperi berichtet, daß viele Christen während der Hinrichtung, die in dunkler Nacht ge-



Gerichtsföhrung eines chineſiſchen Mandarins.

schah, eine Lichtbahn vom Palast des Vizekönigs zum Himmel aufsteigen sahen.

Von den Schändlichkeiten, die mit den entstellten Leibern getrieben wurden, wollen wir nur berichten, daß man die Leichen öffnete, das Herz herausnahm und verkaufte und die Häupter an die Stadttore nagelte, zum abschreckenden Beispiel für die Christen. Die andern Ueberreste der Blutzengen warf man auf einen Haufen vor dem südlichen Stadttor, wo sie einige Tage später verscharrt wurden. Dann lötete man noch drei Seiden, welche den Martyrern Dienste geleistet hatten. Nach beendetem Blutbade begab man sich zum Missionshause, welches den Soldaten zur Plünderung preisgegeben war. Die Diener des Hauses wurden gefesselt, dann die Wertsachen geraubt und das übrige vernichtet, weil die Borer fürchteten, daß der Einfluß der von den Europäern gebrauchten Gegenstände auch ihnen (den Räubern) gefährlich werden könnte. Da sie glaubten, der Meßwein sei aus Menschenblut gemacht und vergiftet, gossen sie ihn auf die Erde. Der Weizen auf dem Kornboden des Waisenhauses wurde theils an die Nachbarn verkauft, theils als wertlos auf die Straße gestreut. Nachdem die Borer Kirche, Mission und Waisenhaus in Brand gesteckt hatten, wühlten sie die Erde auf, wo sie die Schätze verborgen glaubten. Am folgenden Tage veranstalteten die Plünderer, wie zum Triumph, einen gotteschändlichen Aufzug durch die Straßen von Tae yuen fu. Einige von ihnen waren bekleidet mit Chormantel und Stola, andere mit Meßgewändern, noch andere mit Levitenkleidern. Dabei traten sie das Kreuz mit Füßen

und schrieten und tobten gegen die Christen und gegen alle Europäer. Nach Beendigung dieser Bacchanalien verteilte man die Stolen an die heidnischen Weiber, welche damit ihre Ziegensüße schmückten. Aus den Chormänteln wurden Kleider für die Männer verfertigt. Die weißen Kleider der Ordensschwestern wurden zu Strümpfen für die Soldaten umgearbeitet. Die beiden europäischen Glocken brachte man in die Pagode, und die Turmuhr in die Kaserne. Damit war das Zerstörungswerk der christlichen Mission in Tae yuen su in seinem ersten Akte beendet.

Die Tötung der 40 Christen von Tae yuen su war auf den 14. Juli festgesetzt. Der Blutbefehl wurde dahin beschränkt, daß nur die standhaft gebliebenen Männer getötet werden sollten, während man die Frauen und Mädchen schonen müsse. Bei dieser Nachricht erneuerten sich die Schauspiele der ersten christlichen Zeiten. Kaum war das Urteil über die Männer ausgesprochen, da eilten die Frauen mit ihren Kindern zum Mandarin und flehten ihn an, sie doch mit den Kindern und dem Gatten zugleich zu töten, weil die ganze Familie das todeswürdige Verbrechen des christlichen Glaubens begangen habe; sie versicherten zugleich, sie würden niemals vom Glauben abfallen oder in die Eheschließung mit einem heidnischen Manne einwilligen. Auf die Aufforderung des Mandarins, ihren Glauben zu verleugnen, antworteten alle entschieden „Niemals!“ Darauf versammelten sie sich im Hause der Familien Fan und Li, um durch Gebet sich auf den Martertod vorzubereiten. So fanden die bewaffneten Borer die Christen wie Lämmer, die zur

Schlachtbank bereit waren. Die Frauen legten die Säuglinge an die Mutterbrust, damit ein Schwertschlag sie zugleich durchbohre; dort standen die Männer, die ihre Söhne festhielten, damit diese im Tode nicht von ihnen getrennt würden. Als man den ersten Christen niederschlägt, fragt dessen Sohn die Mutter: „Was ist mit dem Vater?“ Die Mutter antwortet: „Er geht in den Himmel!“ Der Sohn: „Geht man denn durchs Schwert zum Himmel?“ Die Mutter: „Ja so ist es, aber sei ruhig und schaue den Vater nicht an, bedecke dein Angesicht mit beiden Händen und beuge dich ein wenig.“ Dieser folgt der Weisung und fragt: „Gehen wir alle in den Himmel?“ Die Mutter: „Die seligste Jungfrau kommt dich abzuholen, sie steht an der Tür.“ Der Sohn: „Ich habe Durst und wünsche süßes Wasser.“ Die Mutter: „Die seligste Jungfrau wird es dir geben.“ Dieses Zwiegespräch beendet ein Böser, indem er mit seinem Schwerte den Kopf des Kindes in zwei Hälften spaltet. Sein jüngerer Bruder Michael war erst zwei Monate alt; noch hatte das unschuldige Kind kein Verständnis für das grauenerregende Schauspiel ringsumher. Mit seinen Händchen griff es nach dem Schwerte, dessen Glanz sein Auge erfreute. Während die Mutter die Ärmchen des Kindes in ihre Hände nahm, damit sie nicht verletzt würden, trennte ein Böser das Haupt des Kindes vom Rumpfe und ließ die Mutter in unsäglichlicher Trauer zurück; denn man schonte ihr Leben, um sie an einen Heiden zu verheiraten. Wenn der Martertod unschuldiger Kinder uns mit Wehmut und Freude zugleich erfüllt, so offenbart sich in der Bekehrung alter, ergrauter Sünder die Macht

der göttlichen Gnade. Ein Christ namens Johannes Ho war dem Laster des Opiumrauchens ergeben und hatte durch die gänzliche Vernachlässigung seiner Christenpflichten nicht geringes Ärgernis gegeben. Als die Verfolgung ausbrach, besann er sich, beichtete reumütig und beschloß, durch das öffentliche Bekenntnis des Glaubens und den Martertod die Flecken seines frühern Lebens wieder auszumerzen. Als er von der Ermordung der Bischöfe hörte, begab er sich eilends nach Tse yuen fu. Am 14. Juli betrat er die Stadt und begab sich zum Versammlungsort der Christen. Als man ihn auf dem Wege dorthin einen Abtrünnigen nannte, leugnete er entschieden, jemals dem christlichen Glauben untreu geworden zu sein. Seine heidnischen Freunde wollten ihn zurückhalten. Er aber eilte um so schneller zum Kampfsplatze. Ein Christ fragte ihn: „wohin so eilig?“ Johannes gibt zur Antwort: „Zum Himmel!“ Der Christ: „Man ist eben daran, uns alle zu ermorden.“ Johannes: „Das grade ist der Grund meiner Eile, ich fürchte zu spät zu kommen und die Krone des Martyriums zu verpassen.“ In Schweiß gebadet, ganz außer Atem, langt er im Hause der Familie Fan an und trifft die Borer, die vom Blutbad sich reinigen. Auch Johannes kniet nieder, bekennt seinen christlichen Glauben und bittet und empfängt den Todesstreich. Während Schweiß und Blut seinen Körper bedecken, schwingt seine Seele sich empor zum Throne des allerbarmenden Gottes, um seine Barmherzigkeit zu preisen immerdar.





Sechstes Kapitel.

Gräßliches Wüten im Waisenhause zu Tae nuen ju.
Heldenmütige Christenfamilien. — Sü-siens Ende.

Für den 10. Juli hatte der Bizekönig die Niedermehelung der Waisenkinder angeordnet. Am genannten Tage umringten Soldaten und Borer unter der Anführung eines Militärmandarins das kleine Waisenhaus und forderte die Kinder zum Abfall vom Glauben auf. Als diese sich standhaft weigerten, tötete der Unterpräsekt zwei Jungfrauen, fing den Blutstrom in einem Becher auf und reichte ihn den übrigen Jungfrauen dar mit den Worten: „Wenn der Gott, den ihr anbetet, der wahre Gott ist, so müßt ihr dieses zu seiner Ehre vergossene Blut trinken, sonst seid ihr Apostaten.“ Und sie franken, wenn auch mit begreiflichem Widerwillen aus dem dargereichten Becher. Nachdem so die Glaubensfestigkeit erprobt war, begannen die Soldaten, die Kinder an einen Balken aufzuknüpfen, indem sie die Hände auf dem Rücken fesselten. In dieser schmerzlichen Lage hielten sie mehrere Stunden aus, während sie in einem fort die heiligsten Namen Jesus und Maria anriefen. Dann löste man ihre Fesseln, in der Absicht, sie zu befreien. Man schrieb daher ihre Namen auf und überreichte die Liste dem Bizekönig mit dem Bemerken, daß sie allem christlichen Glauben entsagt hätten und bat um

die Erlaubnis, die Mädchen an Seiden zu verkaufen. So wurde ihr Leben geschont. Zwei Mädchen im Alter von 18 und 30 Jahren kamen in die Familien der beiden obengenannten Mandarinen. Die weitaus größere Zahl der Kinder wurde von deren Familien zurückgekauft, der Rest wurde zum Tagespreis an heidnische Familien abgegeben. Etwa 20 Kinder starben infolge der erlittenen Mißhandlungen, weil sie sich standhaft geweigert hatten, Weihrauch vor dem Götzenbilde anzuzünden. Daß man in sittlicher Beziehung den Kindern zu nahe getreten wäre, darüber verlautet nichts. Nachdem der Friede wieder hergestellt war, kehrten von 260 Waisenkindern 180 in das provisorische Waisenhaus zurück, während die Nachforschungen über 20 Kinder erfolglos blieben.

Nach jedem neuen Blutbade schien es, als ob die Wut des Tyrannen Sü-sien sich noch steigere. Er schreckte vor keinem Verbrechen zurück und schmiedete stets neue Ränke. Der erste, der nun seinen Zorn fühlen sollte, war der christliche Militärmandarin Lifu. Wegen des herrlichen Beispiels christlichen Starkmutes in jener stürmischen Leidensnacht ziemt es sich, seinem Andenken einige Zeilen zu widmen. Er wurde im Jahre 1836 in Tse huen fu von christlichen Eltern geboren. Ihr Erbe war eine tiefinnige Frömmigkeit, mit welcher er seinen christlichen Glauben stets hoch hielt mitten in seiner militärischen Laufbahn. Er war ein lebhafter, intelligenter Charakter und brachte es darum bis zum Obersten, obschon er Katholik war. Alljährlich am Portiunkulafeste ging er zur Kirche, um den Ablass zu ge-

winnen zur Erbauung der Gläubigen und nach Beendigung des Festes den Waffendienst wieder anzutreten. Da er wußte, daß das Seelenheil eines Soldaten großen Gefahren ausgesetzt ist, zog er sich in das Missionshaus Tongol kou zurück, um den Werken der Buße und Frömmigkeit zu leben. Da aber der Bischof glaubte, daß bei den vielen Beziehungen zwischen Kirche und Staatsbehörden Lifu der Kirche von Nutzen sein könnte, berief er den christlichen Militärmandarin Lifu nach Tae yuen fu, damit er den Verkehr des Bischofs mit dem Bizekönig vermittelte. Als die Bischöfe ins Gefängnis wanderten, blieb er mit den übrigen Dienern in der bischöflichen Residenz zurück und versorgte die Gefangenen mit allem Notwendigen. Schließlich wurde auch er mit den übrigen Dienern in den Kerker abgeführt. Hier gab er glänzende Beweise unerschütterlichen Glaubens. Man mutete ihm zu, seinen Glauben zu verleugnen, und versprach ihm eine glänzende Stellung. Alles vergebens: „Ich bin Christ und will als Christ sterben,“ war seine beharrliche Antwort. Als man dem Bizekönig über seine Unbeugsamkeit und Furchtlosigkeit berichtete, befahl dieser, Folter und Daumenschraube anzuwenden. Aber auch dies blieb ohne Erfolg. Denn Lifu sehnte sich ja nach dem Martertode. Der ergrimmete Bizekönig gönnte Lifu indes nicht den Ruhm, wegen des christlichen Namens zu sterben. Darum beschuldigte er ihn, als Aufseher des Pulvermagazins Pulver entwendet und heimlich verkauft zu haben. Und so verurteilte er Lifu als Verräter und Rebell zum Tode. Also redete Süsten den Lifu an: „Dftmals habe ich dich ermahnt, deiner

Religion zu entsagen, aber du hast nicht gewollt. Nun haben wir Pulver in deiner Wohnung verborgen gefunden und darum wirst du als Rebell zum Tode verurteilt. Dein Schicksal ist besiegelt.“ So hieben denn die Soldaten so lange mit Schwertern auf ihn ein, bis er den Geist aufgab. Dann ward ihm das Haupt abgeschlagen, dieses auf eine Stange gespießt und wie das Haupt von berüchtigten Räubern auf das Stadttor gesteckt. Nach drei Monaten wurde seinem Adoptivsohn gestattet, die noch unverwesene Leiche in das Familienbegräbnis zu überführen. Dem ersten Nachfolger des abgesetzten Vizekönigs Sü-sien war es vorbehalten, in einem Briefe an den Kaiser die Verleumdung gegen Lifu aufzudecken und seine Ehre und die Ehre seiner Familie glänzend zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigung wurde vom Throne genehmigt.

Noch einige andere Beispiele von Glaubenstreue aus jenen Tagen verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden. Am Morgen des 14. Juli wurden die Christen in Tse huen fu aufgefordert, zum Mandarin San min kin zu kommen. Der Mandarin redete den Ältesten an, einen Greis von 72 Jahren, namens Ignaz Li tse zun: „Du, als das Haupt der Christen, mußt den andern mit gutem Beispiel vorangehen und der Obrigkeit gehorchen. Darum ermahne ich dich, verleugne die europäische Religion, dann kann ich dich gegen die Rebellen verteidigen.“ Der Greis war taub. Als man ihm aber Wort für Wort laut und langsam wiederholt hatte, wurde er ganz entrüstet und machte heftige Bewegungen mit den Händen. „Was“, rief er, „ich soll den christlichen Glauben verleugnen? Du

kannst mir danken, wenn ich wegen deiner Kühnheit dich nicht ins Angesicht schlage. Nie und nimmer; bin ich auch ein Greis, so will ich doch meine Religion nicht verleugnen. Ich bin ein alter Christ und will Christ bleiben bis an mein Ende.“ Schon legten die Büttel Hand an ihre Messer, um den Mann für seine Rede zu strafen. Doch glaubte der Mandarin, daß es noch nicht der rechte Zeitpunkt sei, mit Gewalt vorzugehen. Hierauf ließ er den Greis nach Hause zurückkehren. Ein anderer Christ (der heute noch lebt) Thomas Tun pi sin nahm nun das Wort und sagte: „Wir sind auf deinen Befehl hierhin gekommen; alle ohne Ausnahme, Männer und Frauen, Große und Kleine sind bereit, lieber tausendfach zu sterben, als unsern Glauben aufzugeben.“ Der Mandarin erwiderte: „Meine Absicht ist es, euch zu schützen; wenn ihr nicht ausdrücklich euren Glauben verleugnen könnt, so suchet irgend einen Ausweg, um dem Zorn des Vizekönigs zu entgehen.“ Antonius Van kuan hin fragte: „Wie denn? Erkläre deutlicher, was der Satz bedeutet, dem Zorn des Vizekönigs entgehen? Willst du uns eine scheinbare Glaubensverleugnung anraten? Wenn dem so ist, hier bin ich mit Weib und den Kindern. Beeile dich, uns zu töten.“ Dann kniete er nieder und gab den Seinen ein Zeichen, das nämliche zu tun. Der Mandarin fühlte sich beschämt durch solche Todesverachtung und sagte: „Ihr dauert mich; überleget die Sache reiflich; ich will euch schützen, kehret vorläufig nach Hause zurück.“ Die Christen gingen still und traurig hinweg, weil ihre Hoffnung auf den Martertod nicht erfüllt worden war. Als die Be-

kenner nach Hause gekommen, war es bereits Mittag; sie waren müde und erschöpft wegen der großen Hitze, auch hatten sie gefastet, um sich besser auf den Tod vorzubereiten. Ihnen folgten auf dem Fuße die nach Blut lechzenden Borer. Zuerst drangen sie in die Wohnung des schwerhörigen Greises Ignaz Pi tse zun und bearbeiteten ihn mit ihren Messern. Ignaz atmete noch, als sie ihm die Zunge ausrissen, die Augen ausstachen, den Kopf absägten und ihm das Herz aus dem Leibe rissen. Kein Wort der Klage entschlüpfte seinen Rippen während der entsetzlichen Marter. Sein Tod war das Signal zur Hinschlachtung der übrigen christlichen Männer. Man denke sich den Schmerz der Frauen und Mütter, die vor ihren Augen ihre Lieben so qualvoll dahinsterven sahen und nun einem ungewissen Schicksal entgegengingen. Wenn die Bereitwilligkeit für Christus sein Blut zu vergießen den Martyrer macht, dann ist diesen christlichen Frauen das Verdienst des Martyriums nicht entgangen. Als eine Frau im Verlaufe weniger Minuten ihren Gatten und den einzigen Sohn sterben sah, reichte sie den Mördern die kleine Hyazinta, die erst ein Jahr alt war. Die Barbaren glaubten, das Kind sei ein Knabe und sägten es in Stücke. Eine andere Frau hatte in wenigen Augenblicken einen elfjährigen und ihren sechsjährigen Sohn verloren. Dann sprach die starkmütige Frau zu den Borern: „Seht, noch trage ich ein Kind auf den Armen. Wenn ihr uns Frauen nicht töten wollt, so schonet doch das Leben dieses Kindes nicht, denn es ist eine Christin.“ Einer dieser rohen Menschen entriß ihr das Mädchen und schlug es mit einem Siebe

entzwei. Wer staunt nicht über die Macht des Glaubens und die hohe Wertschätzung der Gnade des Martyriums in diesen schwachen Frauen, welche die Gefühle der Natur und die laute Stimme der Mutterliebe zum Schweigen brachte! Ein anderer Katechist, Matthäus Li kin hoa, welchem Bischof Grassi einige Tage vorher erschienen war, hielt seine beiden Söhne im Alter von zwölf und fünf Jahren so fest umschlungen, daß man sie in seinen Armen mit ihm töten mußte. Der zwölfjährige Sohn Andreas starb indes nicht sofort. Mit einer tiefen Wunde am Halse, blieb er die ganze Nacht bei den Leichnamen ohne Schmerz zu empfinden. Am Morgen des folgenden Tages begab sich der kleine Martyrer an den einen Kilometer entfernten Ort Colecku, indem er seinen durchstochenen Kopf mit beiden Händen stützte. Erst sieben Tage hernach starb der Knabe, nachdem er des öftern erklärt hatte, er fühle keinen Schmerz, sondern nur eine große Schwäche. Nach beendetem Blutbade gingen die Borer zum Tyrannen und erstatteten eingehenden Bericht. Darauf sandte dieser einen Mandarin, um die Zahl der Opfer festzustellen. Die in den beiden Höfen umherliegenden Leichen erreichten die Zahl 39. Charakteristisch für die Verlogenheit des Vizekönigs ist der Bericht, den er über dieses Blutbad und seine Veranlassung nach Peking sandte.

„In Ehrfurcht sende ich Eurer Majestät folgenden Bericht. Die Missionäre der Provinz Schansi haben auf die Nachricht von der Eröffnung der Feindseligkeiten in Tientsin und Taku insgeheim durch ausgebreute Gerüchte das Volk erregt. Am ersten Tage des

sechsten Monats (27. Juni) wurde die Kirche der Protestanten in Tae nuen fu von den Bogers zerstört. Aber die gottlosen Wühlereien nahmen zu von Tag zu Tag, und zuletzt wuchs in beängstigender Weise die Zahl der herbeigeströmten Christen. Das Volk geriet in Furcht vor dem, was nun kommen würde. Ja ich selbst fürchtete, eines Tages würde unerwartet die Revolution ausbrechen, und so befahl ich, die Soldaten des Stadtpräfekten sollten sich bereit halten; auch brachte ich die in der Stadt zerstreuten Europäer an einen gemeinsamen Ort. In der katholischen Mission befanden sich gegen 211 Personen. Es waren einige alte Matronen, die meisten aber Kinder im Alter von 5—30 Jahren. Ich war voll Angst, welche Greuel an diesen unschuldigen Kindern geschehen würden, wenn man die Hefe des Volkes hier hereinlassen würde. — Die Europäer begannen nun aufs neue zu wühlen und brachten die Bevölkerung in Furcht und Aufregung. Die Europäer hatten sich mit den Christen vereinigt und hofften, daß die Revolution in der Stadt ausbrechen werde. Das alles kam durch einen Brief zu meiner Kenntnis. — Am 13. Tage des sechsten Monats hatte ich nun die Soldaten zusammengezogen und ich begab mich zu den Europäern, um sie zu beobachten, in der Absicht, meine Macht ihrer Macht entgegenzusetzen. Ich selbst habe dabei mein Leben der Gefahr ausgesetzt, da ich nur wenige furchtlose und starke Soldaten bei mir hatte. So wurden die Europäer, 44 an der Zahl, und die schuldig befundenen 17 Christen zu meinem Tribunal geführt und um Mitternacht nach dem Strafgesetze verurteilt, um die

Ruhe dem Volke wiederzugeben. Von den Mandarinen in Seou jan und Tien si kwei kamen noch sieben Personen hinzu, die sich revolutionärer Umtriebe schuldig gemacht hatten. Sie alle wurden schuldig befunden und zum Tode verurteilt. In der kath. Mission hatten unterdessen die Beyer Feuer angelegt, sodaß weder in der Mission noch in der ganzen Stadt eine Spur von den Missionären übrig geblieben ist. Wenn nun auch die Residenzstadt und die Provinz von den Europäern gesäubert ist, so ist dennoch die Zahl der Christen groß. Es war darum meine Sorge, sie aufzufinden, sie vor meinen Richterstuhl zu bringen, um so einem plötzlichen Überfall zuvorzukommen. Die Europäer und die mit ihnen vereinten Christen haben also Revolution angezettelt und somit ist ihr Tod gerechtfertigt. Darum beeile ich mich, einen schnellen Boten mit dem Bericht über diese Vorgänge nach Peking zu senden. Knieend vor der Kaiserin und dem Kaiser überreiche ich diesen Brief Eurer erhabenen Majestät und bitte um weitere Instruktionen.“ Geschrieben am 14. Tage des sechsten Monats im 26. Jahre der Regierung des Kaisers Kuang sjo.

Soweit der Bericht des verlogenen Bizekönigs, der in dem Bericht an den Kaiser die Niedermehelung der Bischöfe mit ihren revolutionären Mächenschaften zu rechtfertigen suchte, während er in einer Bekanntmachung an das Volk gleich am folgenden Tage als todeswürdiges Verbrechen angab: Die Europäer hätten durch ihre Zauberkünste die armen Leute verführt und so ihre Religion ausgebreitet. Dann forderte ein Erlass des Bizekönigs alle Schuldner der Mission auf,

sogleich die betreffenden Summen im Palaste der Regierung zu bezahlen, da eine Verpflichtung dem Bischof gegenüber nicht mehr bestehe. Unterdessen ragte aus den rauchenden Trümmern der bischöflichen Residenz mit ihren 400 Zimmern allein der Glockenturm hervor, den man aus abergläubischer Furcht nicht zu beschädigen wagte. Auch wurden Gerüchte laut, als seien Pulverminen darunter angelegt. Es bedurfte der ganzen Auktorität des Bizekönigs, um endlich auch den Turm niederzulegen. Die Steine benutzte man zur Verbesserung der Stadtmauer. Die Halle vor der Kirche diente ein Jahr später auf der Flucht der Kaiserin nach Sin gan fu als Kavallerie-Kaserne. — Einige Christen wollten Erscheinungen der Martyrer gehabt haben, so z. B. ein Katechist, der sich auf den Weg gemacht hatte, um durch Verleugnung des Glaubens sich und seine Familie zu retten. Bischof Grassi tadelte ihn wegen seiner Feigheit und befahl ihm, sich zur Stadt zu begeben. Der beschämte Katechist kehrte zurück und fand mit seinen zwei Söhnen den Tod bei dem Blutbade in Tae huen fu, von dem wir oben berichtet haben. — Hier wird der Ort sein, einige Bemerkungen über den Bizekönig und sein trauriges Ende einzufügen. Sü-sien stammte aus einer berühmten Tatarenfamilie; sein Vater hatte gleichfalls die Würde eines Bizekönigs bekleidet. Sü-sien war von kleiner Statur, niemals ruhig, auch konnte er nicht lange schlafen. Er aß kein Fleisch und trank keinen Wein, um die Götter zu ehren. Zur Zeit der Christenverfolgung glich dieser Wüterich nicht mehr einem Menschen, sondern einem der Hölle entsprungenen Dämon. Seine Hand-

lungen, seine Worte, seine Gesichtszüge verrieten seinen schrecklichen Bewissenszustand. Das Tamen des Vizekönigs glich dem Vorhof der Hölle. Wer eine Anklage gegen die Christen vorbringen wollte, brauchte diese gar nicht zu schreiben; ein einziges Wort genügte. Der Vizekönig saß dabei selbst zu Gericht zu jeder Stunde des Tages und regte sich dabei schrecklich auf. Er gab ein Edikt nach dem andern heraus, eines immer drohender und entseßlicher als das andere. Er nannte die Christen Rebellen, die alle Qualen und den Tod verdienten. Er verurteilte jeden zum Tode, der es wagte, die Christen zu verteidigen. Er schickte selbst Boten an die Christengemeinden, welche durch die Schilderung stattgefundenener Mezeleien Schauder und Entsetzen verbreiten sollten. Oft stachelte er selbst die Borer an, wies sie zurecht oder ermunterte sie, je nachdem sie auf ihren Raubzügen Furcht oder Bravour gezeigt hatten. Er schickte Soldaten bis in die entlegensten Dörschen der Provinz, an die Ufer der Flüsse, an die Uebergangstraßen in den Gebirgen und in alle Städte, um geflüchtete Christen einzufangen und zu töten. Um Mitternacht ging der Tyrann durch die Straßen der Stadt, um unerkannt aus dem Munde des Volkes zu hören, wie man über seine Regierungshandlungen urteile. Täglich erschien er im Gerichtssaal und gab allen Leuten freie Audienz. Die Borer betrachteten ihn mit Recht als ihre Hauptstütze und er selbst betrachtete die Borer als die geeignetsten Werkzeuge zur Ausführung seiner schwarzen Pläne. Sü-sien war ein Feind der europäischen Kultur und ein Hemmschuh jeden Fortschritts. Er benutzte jede Gelegenheit, seinen

Saß gegen die Christen an den Tag zu legen. Unter den Fremden haßte er besonders die Engländer und Deutschen, weil sie seine Absetzung als Gouverneur von Schantung durchgesetzt hatten. Während der Nacht vom 9. Juli, in welcher die Bischöfe getötet wurden, lief er wie von Furien gepeitscht von einem Zimmer ins andere. Das böse Gewissen ließ ihm keine Ruhe; um sein Gewissen zu betäuben, schrieb er neue Dekrete zur Vernichtung der christlichen Religion. Als endlich auch die Heiden Anklagen gegen ihn erhoben, fiel Sü-sien bei der Kaiserin, der er so treu gedient hatte, in Ungnade. Im Augenblick, als er gerade ein neues Blutbad für die Christen bereitete, erhielt er die Absetzungsordre. Ihr war die Weisung beigefügt, er dürfe nie wieder den Gerichtshof betreten, den er durch so viel unschuldiges Blut entweiht habe. Verlassen und verachtet von allen Menschen, machte er sich auf den Weg nach Sin gan fu. Aber die Kaiserin gestattete nicht, daß er zu ihr nach Sin gan fu komme, sondern verbannte ihn nach Lan tsche fu in der Provinz Kansu, im äußersten Westen des Reiches. In einem elenden Karren, in einem Aufzuge wie ein gemeingefährlicher Räuber, langte er dort an. Auf Drängen des Oberbefehlshabers der europäischen Truppen, des Grafen Waldersee, unterzeichnete die Kaiserin in Sin gan fu das Todesurteil gegen ihn im Februar 1901. Sü-sien besuchte in Lytin shiao, Provinz Kansu, den neu ernannten Vizekönig dieser Provinz. Es war derselbe, der noch vor wenigen Monaten als Schatzmeister der Provinz Schansi in Tae yuen fu bei der Verfolgung der Christen Sü-siens rechte Hand gewesen war. Sü-sien sagte zu

ihm: „Für mich sind die Würfel gefallen, ich muß sterben. Du aber sieh Dich vor; denn wir haben beide dieselbe Tat auf dem Gewissen.“ Daraufhin schied der Bizekönig von Kansu freiwillig durch Gift aus dem Leben. Als der Tag der Hinrichtung immer näher rückte, übertrug Sü-sien seiner ersten Frau die Sorge für seine 80jährige Mutter. Der zweiten Frau, im Alter von 31 Jahren, befahl er die Erziehung des jüngsten Kindes. Die dritte Frau, die erst 23 Jahre alt war, zwang er, durch Gift an seinem Hinrichtungstage aus dem Leben zu scheiden. Als die vornehmsten Bürger der Hauptstadt von Kansu Sü-sien ein Mittel angaben, wie er sich vom Tode erretten könne, zeigte er ihnen, daß dies Unternehmen ihm selbst unnütz, für sie aber gefährlich sei. Dann sagte er: „Ich habe zu viele Menschen getötet und verdiene den Tod reichlich; aber wegen der getöteten Christen empfinde ich nicht die mindeste Reue.“ Um seine Flucht unmöglich zu machen, wurden die größtmöglichsten Vorsichtsmaßregeln angewendet. Zwölf Mandarine bewachten ihn in seiner Wohnung, und ein Ring von 1000 Soldaten schloß die Stadt ein. Am Vorabend seines Todes schrieb Sü-sien eine Proklamation an das Volk, die man am nächsten Morgen an der Außenmauer seiner Wohnung angeheftet fand. Er nahm darin Abschied von seiner Mutter und seinem Sohne. Er gesteht ein, gegen das Oberhaupt der Boger einmal eine Härte begangen zu haben. Über die Ungerechtigkeit gegen die Christen von Tae yuen fu keine Silbe. Zum letztenmal gab er seinem Haffe gegen die Europäer Ausdruck, den er während des ganzen Lebens in seinem Herzen genährt

hatte. Endlich war der Tag gekommen, an dem dieses Ungeheuer der Menschheit den Lohn seiner Schandtaten empfangen sollte. Angetan mit den seidenen Mandarinenkleidern, mit Brustschild und Amtskette geschmückt, den rotseidenen Hut mit den Abzeichen seiner hohen Würde auf dem Haupte, begab er sich in feierlichem Zuge zur Richtstätte. Dort kostete er dreimal von dem dargereichten Wein und auf die Aufforderung des Zeremonienmeisters warf er sich vor der Tafel mit dem Namenszug des Kaisers nieder und beugte neunmal das Haupt bis zur Erde, um dem Kaiser zu huldigen. Dann erhob er sich und machte die letzten 50 Schritte zum Ort der Hinrichtung. Dort ließ er sich nieder auf einem mit rotem Tuch behangenen Stuhl und übergab dem Diener seinen Hut. Dann traten vier Mandarine hinzu: Die Mandarine Tung und Tschien nahmen Zopf und Amtskette zur Seite, die beiden andern Mandarine hielten ein weißseidenes Tuch vor Sü-sien ausgespannt, um das abgeschlagene Haupt darin einzuwickeln. Dann nahte sich der Scharfrichter, Ten ba zong mit Namen, und grüßte Sü-sien durch einen Knicks. Der Verurteilte ermunterte ihn mit den Worten: „Mach deine Sache gut!“ Der erste Schwertstreich brachte nicht einmal einen Blutstropfen hervor. Sü-sien wurde ärgerlich und sagte: „Kannst du nicht einmal einen Menschen töten? Mach deine Sache besser!“ Beim zweiten Hieb floß zwar Blut, aber noch war das Haupt vom Rumpf nicht getrennt. Bei dem schauerlichen Anblick zog sich der Scharfrichter erschrocken zurück. Darauf nahm ein Diener Sü-siens ein Küchenmesser, das er gerade zur Hand hatte, und

schnitt vollends das Haupt vom Rumpfe. Die Mandarine wickelten es ein in das bereit gehaltene seidene Tuch. Der Diener stieß dann das tödliche Messer in seine eigene Brust und starb wenige Minuten nach seinem Herrn. Das war der schimpflichste Tod, den den Christenverfolger treffen konnte zur Sühne für so viel angerichtetes Unheil. Denn nach der abergläubischen Meinung der Chinesen spukt der kopflose Geist in der Unterwelt umher ohne Raft und Ruhe. Doch der Chinese ist erfinderisch. Die Verwandten hatten einen Diener gedungen, der um den Lohn von 200 Unzen Silbers mit Stricken und Schnüren den abgeschlagenen Kopf mit dem Rumpfe vereinigte und den Leichnam in den Sarg legte. So theilte dieses Ungeheuer das Los aller Christenverfolger von Nero und Diokletian angefangen bis auf unsere Tage. Auch der Unterpräfekt, der sich nur zum Schein den Bischöfen im Kerker so willfährig gezeigt hatte, wurde einige Jahre später, nachdem er zur Würde eines Vizekönigs emporgestiegen war, in den Straßen seiner Residenzstadt durch Gewehrschüsse getödet. Die dankbaren Borer errichteten dem Sü-fien ein Denkmal in Tae yuen fu wegen seiner Verdienste um die Ausrottung der Christen. Nachdem der Friede wieder hergestellt war, wurde das Denkmal von den Christen entfernt.



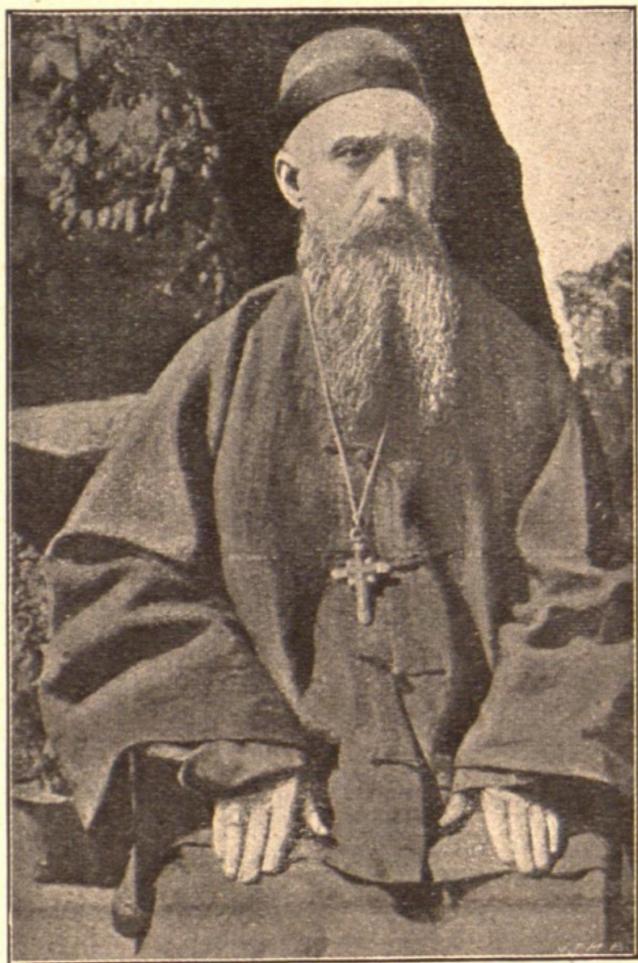


Siebentes Kapitel.

Kurze Biographien der einzelnen Martyrer.

1.

Bevor wir in der Geschichte der Christenverfolgung weiter fortfahren, geziemt es sich, bei den Brüdern unserer Martyrer einige Augenblicke zu verweilen, und ihr Lebensbild kurz an unserm Geistesauge vorüberziehen zu lassen. Gregorius Grassi wurde 1833 zu Castellazzo in Oberitalien als das dritte von neun Kindern geboren. Sein Vater versah den Küsterdienst im Heiligtum der seligsten Jungfrau von Creta. Der Knabe wuchs auf in Unschuld, zeigte eine schnelle Auffassungsgabe und zeichnete sich besonders aus durch eine innige Liebe zur Gottesmutter. Mit 15 Jahren trat er in den Franziskanerorden. Nach glänzend bestandnem Examen wurde er 1856 zum Priester geweiht. Seine erste Anstellung erhielt er als Spiritual der Ordenskleriker. Dann begab er sich 1858 nach Rom, um sich zwei Jahre lang auf das Missionsexamen vorzubereiten. 1861 erfolgte die Abreise nach China. In Uden, wo der Dampfer anlegte, ereignete sich ein bemerkenswerter Zwischenfall, den uns sein Reisegefährte, der spätere Bischof Ezechias Banci, verbürgt. Zwei französische Offiziere gerieten in Wortwechsel und beschlossen, die Angelegenheit durch ein Duell zum Austrag zu bringen. Es lag wie ein Alp



Märtyrerbischof Gregor Grassi
aus dem Franziskanerorden.

auf der ganzen Schiffsgesellschaft, die alle Fröhlichkeit bannete. P. Grassi, der gut französisch sprach, nahm die beiden Offiziere einzeln ins Gespräch und es stellte sich heraus, daß beide zur Versöhnung geneigt waren und nur fürchteten, durch Absagen des Duells ihre Standesehre zu beeinträchtigen. Beim Abendessen hielt P. Grassi eine Rede. Nach einigen humorvollen, einleitenden Worten, fuhr er fort: „Unser Reisegefährte, der allverehrte Herr Doktor N. gibt zu, seinen Kollegen durch Worte gekränkt zu haben. Der Beleidigte hat auf meine Intervention hin sich bereit erklärt, die Beleidigung edelmütig zu verzeihen. Erheben wir daher unsere Gläser und trinken auf das Wohl der beiden Freunde!“ Donnernder Beifall belohnte diese Worte. Der Arzt, der im übrigen ein guter Christ war, blieb P. Grassi-dankbar bis ans Ende. Am 14. September erhielten die neuen Missionäre in Tientsin französische Pässe und wurden vom Bischof Moccagatta in Tse huen fu herzlich aufgenommen, Schnell erlernte der junge Missionar die chinesische Sprache. Dann wurde er mit der Leitung des Waisenhauses betraut und versah zugleich die Seelsorge in der Umgebung der Missionsniederlassung von Tongol kou. Später wurde ihm ein eigener Distrikt übertragen. 1869 berief ihn der Bischof als Lehrer ins Seminar nach Tay huen fu; und als Bischof Moccagatta 1870 zum vatikanischen Konzil reiste, ernannte er P. Grassi zu seinem Stellvertreter in der Leitung der Mission. 1876 erfolgte die Konsekration P. Grassi's zum Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge, und 1891 übernahm Monsignore Grassi beim Tode des Bischofs Moccagatta die selbstän-

dige Leitung des Vikariats. Er war von ernstem Charakter, etwas nervös, aber doch voll väterlicher Milde und Geduld. Es wurde ihm schwer, eine Bitte abzuschlagen. Sein Erscheinen predigte Einfachheit und Bescheidenheit. So z. B. kostete der bischöfliche Ring, den er für gewöhnlich trug, nur einige Groschen. In der chinesischen Literatur, Geschichte und Moral war er sehr beschlagen. Sein Wirken wurde von Gott reich gesegnet, sodaß es ihm möglich war, während seines nahezu 40jährigen Aufenthaltes im Reiche der Mitte 60 Kirchen und Kapellen zu bauen, die restaurierten und vergrößerten Kirchen nicht eingerechnet. Mit Bewilligung des Apostolischen Stuhles erhob er die Missionsanstalt in Tongol kou zum Konvente mit Ordensnoviziat. So oft der Bischof das Kloster besuchte, legte er selbst wie die übrigen Patres den Ordenshabit an. Nachdem wir die Geschichte seines ruhmvollen Endes betrachtet haben, können auch wir seinem Lobredner zustimmen, der das inhaltreiche Leben dieses Mannes in die Worte zusammenfaßt: Franziskanerbischof Gregorius Grassi war ein Martyrer des Glaubens, war ein würdiger Apostel, war ein echter Heiliger und so dürfen wir mit Grund hoffen, daß er den Lohn seiner Taten nun genießt in der ewigen Glorie.

2.

Franziskus Fogolla erblickte das Licht der Welt im Jahre 1839 zu Montereio in Italien. Seine Mutter war fromm und sehr energisch und sparte bei der Erziehung ihrer Kinder die Rute nicht. Der kleine Franz war von gesundem Körper und gelehrigem

Geiste. Seine Studien mußte er mehrmals unterbrechen, um seinen Geschwistern bei den Feldarbeiten zu helfen. 1856 trat er in den Franziskanerorden. 1863 erhielt er die Priesterweihe. Als im Jahre 1866 der Orden von der Regierung unterdrückt wurde, kehrte P. Franziskus auf kurze Zeit in die Heimat zurück. 1867 finden wir ihn auf der Reise nach China. In Tsi nan fu stellte er sich dem Bischof Moccagatta zur Verfügung, weil dieser zugleich Administrator von Schanfi war. In seiner Begleitung begab sich P. Fogolla über Peking nach Tse huen fu. In den ersten Jahren seiner apostolischen Tätigkeit erwarb er sich den Beinamen homo terribilis wegen seines energischen Auftretens. Als er einst auf der Reise bei einer Volksversammlung die chinesischen Gebräuche verlegt hatte, wurde er ein bis zwei Tage lang eingekerkert. Dieses Ereignis hatte ihn so niedergedrückt, daß er glaubte, für die chinesische Mission unnütz zu sein, und deshalb beschloß, in die Heimat zurückzukehren. Den eindringlichen Vorstellungen seiner Kollegen gelang es, ihn von diesem Vorhaben abzubringen mit dem Hinweis, daß das Missionsleben ein Opferleben ist. Dann begann er mit neuem Mut und ungeahntem Erfolg. In Lun gan fu, wo er sieben Jahre lang wirkte, hatte er die Sorge für 4000 Christen. 1877 ernannte ihn Bischof Moccagatta zum Generalvikar für den nördlichen Teil des Vikariats, der an die chinesische Mauer grenzt. 1889 übertrug ihm der Bischof die Leitung des Priesterseminars. P. Fogolla sprach das Chinesische so geläufig, wie seine Muttersprache; er las und schrieb chinesisch, sodaß er die Literaten und Mandarine im

Tribunal in Erstaunen setzte. Daher seine glänzenden Erfolge in der Beilegung von Differenzen zwischen Christen und Heiden, zwischen Mission und Regierung. 1898 reiste P. Fogolla als Vertreter des Vikariats mit vier Seminaristen zur Ausstellung nach Turin. Bei dieser Gelegenheit erhob ihn der hl. Vater zum Koadjutorbischof von Schansi. In Paris erfolgte die feierliche Konsekration. Bei seiner Rückreise nach China begleiteten ihn acht Franziskanerschwestern (soeurs de Marie). Eine davon mußte wegen Kränklichkeit in Schanghai die Weiterreise aufgeben und starb dort bald nachher. Die übrigen sieben Schwestern erlitten mit Bischof Fogolla den Martertod. — Bischof Fogolla war nach dem Zeugnis aller, die ihn kennen lernten, durchglüht von Eifer für die Ausbreitung des christlichen Glaubens. Die Vorurteile, Verleumdungen und Verfolgungen gegen unsere hl. Religion gingen ihm tief zu Herzen und er wandte alle Mittel an, um den Heiden eine hohe Achtung vor der christlichen Religion beizubringen. Seinen Einfluß und sein hohes Ansehen benutzte er nur, um das in China so oft mißhandelte Recht zu schützen. Ungeachtet seiner vielen Arbeiten war er das Muster eines frommen Religiosen und guten Priesters. Vor der hl. Messe hielt er regelmäßig eine $\frac{1}{2}$ stündige Betrachtung. Er war stets pünktlich bei allen gemeinschaftlichen Übungen. Im Verkehr mit den Missionären war er die Liebe und Bescheidenheit selbst. In der Vorahnung, ja in der Gewißheit des bevorstehenden Martyriums sagte er wiederholt zu Bischof Grassi: „An einem Tage werden wir beide zusammen sterben.“ Bischof Franziskus Fogolla war, um es

kurz zu sagen: Ein Priester nach dem Herzen Gottes, ein seeleneifriger Missionar und ein wahrer Apostel und darum erhielt er als Lohn seines 33jährigen, opferreichen Apostolats die Krone des Märtyrertodes.

3.

P. Elias Tacchini wurde 1839 in Italien geboren. Er war von überaus lebhaftem Naturell, übersprudelnd von unschuldiger Fröhlichkeit. Daher allgemeines Staunen, als der lebenslustige 18jährige Jüngling den Entschluß äußerte, ins Kloster zu gehen. Hier wurde er ein Muster in allen klösterlichen Tugenden. In Philosophie und Theologie zeigte er sich besonders beschlagen, was ihn zu seiner späteren Stellung als Seminardirektor befähigte. 3 Jahre nach seiner 1864 erfolgten Priesterweihe finden wir P. Elias auf der Reise nach China. In Tae yuen fu begrüßte er den wenige Wochen früher angelangten P. Fogolla. P. Elias wurde sogleich in die Mission geschickt. Ein Bonze staunte über den langen Bart des neuen Missionars und fragte: „Ehrwürdiger Herr, wie alt bist du? P. Elias antwortete: „Ich habe das 30. Jahr noch nicht vollendet.“ „Unmöglich“, rief der Bonze, „dann muß dein Bart falsch sein.“ „Nein, nein“, entgegnete der Pater, „alles echte Ware, komm und fühle mit eigenen Händen.“ Nachdem jener sich überzeugt hatte, sagte er: „Wahrhaftig, ich mit meinen 80 Jahren habe nur vier Barthaare, und du mit deinen 30 Jahren genießest schon die Ehre des Greisenalters.“ Die majestätische Erscheinung des neuen Missionars brachte die Christen in Verwirrung. Nachdem sie aber seine Herzensgüte und seine unschuld-

volle Fröhlichkeit erkannt hatten, brachten sie ihm volles Vertrauen entgegen, wie gute Kinder ihrem Vater. Es war nicht möglich, ihn zum Zorne zu reizen, was bei dem lebhaften Naturell des P. Elias, bei dem tropischen Klima und der Verlogenheit der Chinesen gewiß viel heißen will. Seine Frömmigkeit war ungeheuchelt. In dem Verlangen nach körperlicher Abtötung suchte er die Bußübungen der Einsiedler nachzuahmen. Er nahm alle Speisen ohne Salz und ohne Gewürz. Am Schlusse der 40tägigen Fastenzeit erschien er regelmäßig ganz abgemagert. Seine einzige Erholung nach den anstrengenden Arbeiten der Mission bestand in der Betrachtung der Schönheit der ihn umgebenden Natur und der Güte Gottes. Aus dieser Weltabgeschlossenheit rief ihn der Befehl des Bischofs als Lehrer ins Seminar von Tse huen fu. Einige Monate lang war er regierender Provikar für die Zeit der Abwesenheit des Bischofs. Später begleitete er Bischof Moccagatta als theologischer Sachverständiger zur Bischofs-Synode, ein anderes Mal reiste er allein zur Synode als Stellvertreter des Bischofs. Seine umfassende theologische Bildung und sein Organisationstalent wurden dort allgemein anerkannt. Bei seiner Rückkehr trat er in den neu errichteten Konvent von Tongol kou freiwillig ein als stellvertretender Oberer. Hier leuchtete er als Muster aller klösterlichen Tugenden, des Gehorsams, der Geduld und Selbstverleugnung und des Gebetsgeistes, die während der 32 Jahre seines Missionslebens als echtes Gold erprobt worden. Sein Lebensbeschreiber sagt von ihm: P. Elias verstand es, die Vollkommenheit seines Lebens, seine

Wissenschaft und Verstandesschärfe zu verbergen unter einem demütigen, fröhlichen, zufriedenen Äußern. Er war in der That eine unschuldige Seele, einsältig wie eine Taube, streng für sich selbst und ein Eiferer für die Beobachtung der Ordensregel. In der Pfarrkirche seiner Vaterstadt wurde ihm ein Denkmal gesetzt mit einer von Kardinal Spampa verfaßten Inschrift, in der es heißt: „P. Elias hat im Reiche der Mitte seinen Geist und seine Kräfte der Bekehrung der Heiden, der Stärkung der Christen im hl. Glauben und dem Unterricht der Seminaristen geweiht. 32 Jahre lang hat er das apostolische Amt ruhmvoll verwaltet und dann sein heiliges Leben mit dem glorreichen Martirtode besiegelt.“

4.

P. Theodorikus Balat war geboren 1858 in Italien. Da in den achtziger Jahren der Franziskanerorden in Italien unterdrückt war, begab er sich nach Frankreich und trat dort in den Orden im Jahre 1880. Sogleich nach empfangener Priesterweihe reiste P. Theodorikus nach China. Nach Bischof Fogolla galt er als der beste in der chinesischen Aussprache. Wegen seines exemplarischen Lebens übertrug ihm der Bischof die Ämter als Novizenmeister in Tongo kou, als Beichtvater der beiden Mädchenwaisenhäuser und als Direktor der Schwestern. Er hat viel für die Verbreitung des 3. Ordens getan und viele Seelen für den Himmel gewonnen. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, zu fliehen; er zog es aber vor, das Los der ihm anvertrauten Ordensschwestern zu teilen.

5.

Bruder Andreas Bauer, ein Elässer, war 1866 geboren. Im jugendlichen Alter von 20 Jahren trat er in den Franziskanerorden als Tertiarnovize ein. Nach 10jähriger Prüfung wurde er für würdig befunden, in den 1. Orden überzutreten. Bruder Andreas war von Profession Gärtner und entwickelte einen Arbeits-eifer, daß er allein die Arbeit für fünf Mann bewäl-tigte. Dabei war er fromm, fröhlich und dienstbe-flissen gegen die Missionare. Der Bischof hatte ihm die Oberaufsicht über die zahlreiche Dienerschaft der Residenz anvertraut, und er hat das in ihn gesetzte Vertrauen glänzend gerechtfertigt. Bruder Andreas war zum Martertode von Gott vorherbestimmt. Oft betete er um diese Gnade, bis sein beharrliches Gebet endlich erhört wurde.

6.

Die nun folgenden sieben chinesischen Tertiarpriester folgten ihren Bischöfen im Tode in kurzen Zwischen-räumen. Sie wollten die Ehre des Martyriums für den Glauben Christi durch viel schmerzlichere Peinen erkaufen. Ihre Treue im Glauben und ihre Liebe zu Christus wurde als echtes Gold erprobt. Der An-führer dieser Heldenschar war P. Petrus Tschao. Als er noch ein Kind von 14 Jahren war, hatte ihm die Mutter eine Braut gesucht. Petrus aber verzichtete aus Liebe zum Heiland auf jede irdische Verbindung und trat ins Seminar von Tse yuen fu ein. Hier ent-falteten sich seine Geistesgaben so glücklich, daß er nach erhaltener Priesterweihe mit der Leitung des kleinen Seminars betraut wurde. Als bei Ausbruch der

Christenverfolgung das Seminar geschlossen wurde, begab sich P. Petrus in die Mission, um die zerstreuten Christengemeinden zu besuchen und im Glauben zu bestärken. Bei dieser Gelegenheit wurde er durch ein heidnisches Weib den Römern verraten und mit vier Christen gefangen genommen. Man hing ihn an den Fingerspitzen auf und schleifte ihn in dieser gräßlichen Lage nach Liu fun nieu in den Kerker. Hier bat er um etwas Wasser, um seinen glühenden Durst zu löschen. Seine Henker versprachen ihm Wasser zu bringen, wenn er seinen Glauben verleugne. P. Petrus wies dieses Ansinnen mit Würde zurück, indem er daran erinnerte, daß seine Familie in der siebenten Generation dem Christentum angehöre. Darauf nahmen seine Peiniger einen Holzpfehl, ramnten ihn in die Erde, spitzten ihn oben zu und setzten den Bekenner Christi darauf. Dann beschwerten sie seine Füße mit schweren Steinen, sodaß der Pfehl allmählich den Körper in seiner Länge durchdrang und in das Gehirn sich einbohrte. Unter diesen unsäglichen Schmerzen, umringt von lachenden Teufeln in Menschengestalt, gab der Bekenner Christi seinen Geist auf im 64. Jahre seines Alters.

7.

Sein Mitschüler P. Paulus Eschen war ein äußerst frommer und gewissenhafter Priester. Er redete nur von Gott und von Dingen, die zu Gott führen. Nie entschlüpfte seinem Munde ein Wort des Tadelns gegen seine Mitbrüder. Sein Seeleneifer leuchtete wie reines Gold. Wie sehr auch seine Eltern in ihn drangen, so war er doch nicht zu bewegen, durch das für die

Mission bestimmte Geld seine Verwandten zu bereichern. Für die Ausbreitung des 3. Ordens hat er viel getan und mit glücklichem Erfolg. Als die Verfolgung seinem Wirken ein Ende machte, verkleidete er sich als Arzt und ging mit seinem Medizinkasten umher, um die Augen der Borer zu täuschen und die Christen im Glauben zu stärken. Als die Verfolger dennoch auf ihn aufmerksam wurden, floh P. Paulus in eine Höhle. Als ihn die Christen hier massenweise aufsuchten, wurde die Höhle von Boren umstellt und dann Feuer angelegt. P. Paulus legte Rochett und Stola an, gab seinen Christen die letzte Absolution und dann schwang seine Seele, durch die Blut des Feuers auch von der letzten Makel gereinigt, sich empor zur himmlischen Vergeltung. Als die öffentliche Ruhe wieder hergestellt war, brachten die Christen die sterblichen Überreste des P. Paulus nach Tomoll kom und begruben sie auf dem dortigen Friedhose.

8.

P. Josef Can hatte von seinen Eltern ein glückliches Naturell geerbt. Nie sah man ihn traurig und niedergeschlagen. Sein Frohsinn strahlte auch über auf seine Umgebung. In der freien Zeit erlernte er die italienische Sprache mit gutem Erfolg. Der Seeleneifer, die Gewissenhaftigkeit, kurz das gute Beispiel des P. Josef leuchteten in so lichtem Glanze, daß Bischof Grassi bei Gelegenheit der gemeinsamen Exerzizien P. Josef öffentlich belobte und ihn seinen Mitbrüdern als Muster vorstellte. Dieser Seeleneifer trieb ihn zur Zeit der Borerwirren rastlos von Ort zu Ort, nicht um sein Leben in Sicherheit zu bringen, sondern

um die Schwachen im Glauben zu stärken. Von einem heidnischen Weibe wurde P. Josef den Bogern denunziert mit der Angabe, daß er große Schätze bei sich trüge. Es waren aber nur einige Unzen Silbers, die ihm der Bischof für den Loskauf und die Ernährung der Heidenkinder übergeben hatte. Als die Habsucht der Boger so getäuscht war, ergrimten die Gottlosen und steinigten P. Josef zu Tode. Dann öffneten sie seinen Leib und nahmen das Herz heraus und verwendeten es, wie es heißt, zu medizinischen Zwecken. Nachdem der Friede wieder hergestellt war, begruben die Christen die sterblichen Überreste des frommen Priesters auf dem Kirchhofe zu Sikien ho bei Tae yuen fu und errichteten darauf einen Gedenkstein mit chinesischer Inschrift.

9.

P. Jakobus Tany begann seine Studien im elterlichen Hause unter Leitung seines schriftkundigen Vaters. Nach zehnjährigem Studium im Seminar wurde er zur Priesterweihe zugelassen. Nachdem die Verfolgung von Tae yuen fu über ganz Schansi sich ausbreitete, suchten die Christenhasser zunächst die Seelenhirten zu töten, um dann die Schäflein Christi desto leichter zu zerstreuen und aufzureiben. So wurde auch P. Jakobus ergriffen und eine ganze Nacht hindurch mit Knütteln geschlagen und mißhandelt. Bei jedem Schlage antwortete er durch die Anrufung der heiligsten Namen Jesu und Mariä. Hierauf band man ihm zehn Ziegelsteine um die Lenden und zwang ihn, in gebückter Stellung zwei Tage lang zu verharren ohne Speise und Trank. Dann hielten die Bogers in der nahe

gelegenen Pagode San coan mio Kriegsraf ab und beschloffen mit allen gegen drei Stimmen, den Bekenner zu töten, wenn er seinen Glauben nicht verleugne. So ward denn P. Jakobus in der Pagode enthauptet. Seinen entseelten Leib warf man in eine Grube. Als aber ruchbar wurde, daß bei Nacht eine leuchtende Kugel über jener Grube geschwebt hatte, bekamen die Borers Angst, zerstückelten den ehrwürdigen Leib und zerstreuten die einzelnen Teile in alle Gegenden, während seine Seele der Anschauung Gottes sich bereits erfreute.

10.

Als die Christenverfolgung in Schansi ihren Höhepunkt erreicht hatte, begab sich der Tertiarpriester Paulus Kung zunächst zu seinen Eltern; von da floh er in die Mongolei zu den belgischen Patres. Am dritten Tage ließ ihm aber dort das Gewissen keine Ruhe. Er beschuldigte sich der Feigheit, weil er die Christen, die in so großer Seelengefahr sich befanden, verlassen hatte. Obchon die belgischen Patres sich bereit erklärten, ihm bis zur Beendigung der Wirren Gastfreundschaft zu gewähren, kehrte er doch zurück. Beim Übersezen eines Flusses wurde er und noch ein Christ von den Borers ergriffen, mit einem Dolch verwundet und durch den Hieb mit einer eisernen Stange auf den Kopf zu Boden geschlagen. Das Gehirn spritzte umher, die Sinne schwanden. Während der Körper noch zuckte, schnitten die Barbaren den beiden wehrlosen Opfern Ohren und Hände ab, rissen das Herz und die Eingeweide heraus und ließen die entseelten Körper blutüberströmt liegen, den Sunden zum Fraße. Einige



Märtyrerbischof Franz Fogella
aus dem Franziskanerorden (S. 73).

Tage später in eine Grube gesenkt, wurden die hl. Leiber nach vier Jahren erhoben, in einen kostbaren Sarg gelegt und in feierlichem Zuge mit den Reliquien eines andern priesterlichen Bekenner nach Kuo kiu ta auf den christlichen Kirchhof übertragen.

11.

Der Tertiarpriester Petrus Ise war erst seit vier Jahren zum Priester geweiht, als die Verfolgung ausbrach. Lange harrte er aus bei seinen Christen, um sie zur Standhaftigkeit im Glauben durch Wort und Beispiel zu ermuntern. Nachdem aber alle in die Berge geflohen waren, verbarg sich P. Petrus mit seinem Diener, einem Katechisten, und einem andern Christen in einer nahen Höhle. Hier wurden sie von den Vorgesetzten als Christen erkannt, eingeschlossen, und bei lebendigem Leibe verbrannt. Der Leib des Priesters wurde nach vier Jahren auf Befehl des neuen Vizekönigs und auf Kosten der Regierung in einen geschmückten Sarg gebettet und in feierlicher Prozession auf den Kirchhof von Kuo kiu ta übertragen.

12.

Der jüngste unter den sieben Martyrertertiarpriestern war P. Andreas Van. Seit seiner Priesterweihe war kaum ein Jahr verflossen. Das Studium hatte seine Gesundheit sehr angegriffen, sodaß er Blut spuckte. Um so mehr war sein Seeleneifer zu bewundern, sodaß Bischof Grassi sich sehr zufrieden und belobigend über den jungen Priester äußerte. Da nötigte ihn die Christenverfolgung, das bereits liebgewonnene Arbeitsfeld zu verlassen. Auf der Flucht traf er mit dem

bereits oben genannten P. Paulus Kung zusammen. Gemeinschaftlich begaben sich die beiden Priester in die Christengemeinde Kuo kiu ta, der letzten Gemeinde im fernen Westen der Provinz an den Ufern des Gelben Flusses. Als aber in der Nacht Kirche und Priesterwohnung angezündet wurde, setzten die Priester in Begleitung vieler Christen über den Gelben Fluß. Bei dieser Gelegenheit wurden sie des Geldes und fast aller Kleider beraubt. Darum kehrten die Priester am Morgen nach Kuo kiu ta zurück, wurden aber bei ihrer Landung von den Bogers in Empfang genommen. Den P. Paulus Kung brachte man — wie schon oben berichtet wurde — nach Tsou keou. Den von den Strapazen der Reise erschöpften P. Andreas Van schleppte man in die Pagode von Liu lin cen. Als die Bogers sahen, daß der junge Priester Blut spuckte, schienen sie Mitleid mit ihm zu haben wegen seiner Jugend und forderten ihn auf, dem christlichen Glauben zu entsagen, dann könne er nach Hause gehen. Der Bekenner aber antwortete voll edler Entrüstung: „Wie könnte ich meinen Glauben verleugnen, da doch meine Familie schon in der siebenten Generation das Christentum angenommen hat!“ Die Bogers legten ihm nahe, er solle nur zum äußern Scheine den Glauben verleugnen, er könne ja im Herzen denken, was er wolle. P. Andreas wies eine solche Doppelzüngigkeit mit Würde zurück. Darauf sagten sie: „In deinem jugendlichen Unverstand hast du unser Anerbieten zurückgewiesen; hier nimm ein Kleid und einiges Geld und verbirg dich bei deinen Freunden.“ Der jugendliche Bekenner lehnte auch dieses Anerbieten ab und

erklärte sich zu jeder Todesart bereit. Das reizte die Bogers umsomehr, als eine große Menschenmenge sich angesammelt hatte. Sie wählten als Richtstätte einen Ort, wo die Leiber von vier getöteten Christen noch unbeerdigt lagen. Die Mörder banden dem jungen Priester einen Strick um den Hals, fesselten ihm die Hände auf den Rücken und durchstachen dann seinen Hals mit einer Lanze. Aus der Wunde ergoß sich ein Blutstrom auf die Erde. Dann öffneten die Barbaren seinen Leib, rissen das noch lebende Herz und die Eingeweide heraus und trugen das abgeschlagene Haupt wie eine Siegestrophäe auf einer Stange umher. Der Leib unseres Martyrers wurde zugleich mit den übrigen dort getöteten Christen später ehrenvoll bestattet, und über dem Grabe ein Gedenkstein errichtet, wo noch heute die sterblichen Ueberreste des furchtlosen Tertiarpriesters der einstigen Auferstehung entgegenharren. Die Inschrift über dem Grabe des P. Andreas Van hat folgenden Wortlaut: „Jeder Mensch muß sterben. Aber der Tod für den christlichen Glauben ist ruhmvoll. Die hier Begrabenen waren gegründet in der Wahrheit, haben treu ausgeharrt auf dem rechten Wege trotz der heranstürmenden Verfolgung. Damals, im 26. Jahre des Kaisers Kuangstec, gab es Menschen, Bogers genannt, die das Recht vergewaltigten und Unheil und Schaden anrichteten, die unter der Fahne: „Schuß für die Dynastie, Nieder mit den Europäern“ Raub und Diebstahl begingen; ihre Glückseligkeit bestand darin, Häuser niederzubrennen und Priester und Christen zu morden. Am schlimmsten haben die Bogers gehaust in Leulin. Während aber jeder anständige Mensch

die Bogers verabschiedet, wird der Name der hier Ermordeten mit Ehrfurcht genannt. Gott, der die reine Absicht und die Glaubenstreue der Geföteten kennt, wird sie gemäß ihren Verdiensten mit einer unermesslichen Seligkeit belohnen. Um das Andenken der Martyrer der Nachwelt zu überliefern, sind ihre Namen diesem Gedenkstein anvertraut.“ (Dann folgt der Name des P. Andreas Van, von 15 Männern, einer Frau und zwei Kindern.)

13.

Zu den sieben Tertiarpriestern, die ihr Leben mutig für den hl. Glauben hingaben, fügte die göttliche Vorsehung noch sieben Tertiar-schwestern (Soeurs Franciscaines Missionnaires de Marie). Sie waren in Begleitung des Koadjutorbischofs Franziskus Fogolla 1898 nach Tse yuen fu gekommen, um die Leitung des Waisenhauses, der Katechetinnenschule und der Armenapotheke zu übernehmen. Ihr Beispiel und ihr Erscheinen war für die in Sinnenlust und im Streben nach dem Irdischen versunkenen heidnischen Bewohner der Hauptstadt eine stumme, aber eindringliche Predigt. Überall in der Stadt sprach man von den europäischen Jungfrauen mit dem Ausdrucke größter Hochachtung. Für die Mission aber schien die Ankunft der Ordensschwestern eine Epoche neuer Blüte und gesegneten Wirkens anzubahnen. Doch die göttliche Vorsehung nahm ihren guten Willen für die Tat an und belohnte das selbstlose Wirken dieser ehrwürdigen Ordensschwestern bereits nach 1¹/₂ Jahren mit der so heiß ersehnten Krone des Martyriums. Ihre Namen sind:

Mutter Marie Hermine, Oberin, aus Frankreich, 34 Jahre alt, im sechsten Jahre des Ordenslebens. Mutter Maria della Pace, Assistentin aus Italien, 25 Jahre alt, im neunten des Ordenslebens. Mutter Maria Clara, aus Italien, 28 Jahre alt, im achten Jahre des Ordenslebens. Schwester Maria von der hl. Natalie aus Frankreich, 36 Jahre alt, im dreizehnten Jahre des Ordenslebens. Schwester Maria vom hl. Justus aus Frankreich, 34 Jahre alt, im zehnten Jahre des Ordenslebens. Schwester Maria Adolffina aus Belgien im siebenten Jahre des Ordenslebens. Schwester Maria Amandina aus Belgien, 28 Jahre alt, im fünften Jahre des Ordenslebens.

Gewiß werden diese sieben Erstlingsopfer aus der vor 24 Jahren (1876) in Indien gegründeten Genossenschaft der Franziskanerinnen-Missionärinnen Mariens, und die sieben Tertiarpriester, die Patres und Märtyrerbischofe nun am Throne Gottes ihr Gebet vereinigen für die Bekehrung der armen Chinesen, damit auch hier sich bewahrheitete der Ausspruch Tertullians: „Das Blut der Märtyrer wird zum Samen neuer Christen.“





Achtes Kapitel.

Flucht der Missionare nach Schensi.

Nach dem Tode der beiden Bischöfe suchten die durch Bogerhorden aus ihren Missionen vertriebenen Patres und Christen Zuflucht bei P. Barnabas, dem Obern von Tong ol kou, den der Franziskanerbischof vom Kerker aus zu seinem Stellvertreter ernannt hatte. Als aber die Bogers unter Anführung regulärer Truppen zur Belagerung von Tong ol kou heranrückten, verließen die Patres das Missionshaus und begaben sich auf die Flucht. Einige 100 Christen, meist Terziaren, verteidigten Tong ol kou bis zum äußersten. Dann aber zogen sie sich vor der Übermacht in die Kirche zurück, wo sie in knieender Stellung die Mörder erwarteten. Mit fanatischem Grimm drangen diese in das Heiligtum ein und mehleten alle nieder. So geschmückt mit der Krone des Martyriums, gingen sie, wie wir zuversichtlich hoffen, ein in den himmlischen Hochzeitsaal. Unterdessen hatten die Missionare den Weg in die Berge eingeschlagen, um dort vor den heranziehenden Bogers Schutz zu suchen. Begünstigt vom Dunkel der Nacht, kamen sie nach Kiakia-Tsuang, deren Einwohner durch ihren Haß gegen die Europäer und die Christen berüchtigt waren. Überdies wurde die Gegend

unsicher gemacht durch blutdürstige Raubtiere, wie Tiger und Leoparden, denen in jedem Jahre mehrere Menschenleben zum Opfer fallen. Daher umgingen die Flüchtlinge den Ort in weitem Bogen und kamen endlich ermüdet in einen Marktsflecken Namens Teion-na. Statt aber hier die so nötige Ruhe zu finden, erfuhren die Missionare, daß sie in ein richtiges Bogernest geraten waren. Die Einwohner unterstützten die Bogerbewegung in der Hoffnung, dadurch bei der Regierung sich beliebt zu machen und in der Steuer milde eingeschätzt zu werden. Überdies brachten die Patres in Erfahrung, daß acht Soldaten ihnen auf dem Fuße folgten, während 40 Soldaten hier die Flüchtlinge in Empfang nehmen sollten. Mehr bedurfte es nicht, um die bereits Ermüdeten zur eiligen Flucht anzuspornen. Nun galt es, auf wegelosem Terrain die steilen Berge zu erklettern. Man erinnere sich dann an die glühende Sonnenhitze, welche die Zunge ausdörrete, während der Schweiß durch alle Poren des Körpers wie Bäcklein hervorquoll, und man wird es wohl begreifen, daß die Fliehenden nach elfstündigem, anstrengendem Marsche vor Ermüdung zusammenbrachen. So ruhten sie ein Stündchen aus, erquickten sich durch mitgebrachte Speise, stillten den Durst mit klarem Quellwasser, stiegen dann höher und höher hinauf an Granitlagern und Marmorblöcken vorüber und fanden endlich die Wohnung eines eifrigen Christen. Anfangs wollte er nichts von den Patres wissen, weil er wegen ihrer bestaubten Kleidung sie nicht als Priester erkannte. Später aber wurde er sehr vertraulich und nahm die Ankömmlinge gastfreundlich auf. Die hiesige Christengemeinde zählte

25 Seelen, welche jährlich acht Tage lang einen Priester in ihrer Mitte sahen. Am folgenden Morgen wurden die Patres durch neue Gerüchte aufgeschreckt. Eine Bande von 30 Bogern nahte heran, um die Flüchtlinge einzuholen und die Christen wegen der an den Priestern geübten Gastfreundschaft exemplarisch zu bestrafen. Eilends setzten die Missionare ihre Flucht fort. Zugleich schickte P. Provikar Barnabas zwei Boten aus, um über das Schicksal der Christengemeinde in der Hauptstadt Tan-huen-su und der Residenz Tong ol kou Nachrichten einzuziehen. Nach mehrstündigem Marsche machten die Missionare Halt in einer feuchten Höhle, welche Hirten mit ihren Herden zum Obdach diente. Als aber in der Nacht und am folgenden Tage, infolge der herrschenden Feuchtigkeit, Fiebererscheinungen sich einstellten, sahen die Missionare sich aufs neue zur Flucht genötigt. Nach drei Tagen kamen die ausgesandten Boten zurück mit sehr entmutigenden Nachrichten. Der eine meldete, daß man den P. Gilbertus, der 40 Grad Fieber hatte, auf einem Maultiere aus der erregten Stadt-Tae-huen-su gerettet habe. P. Dominikus, der bereits mit den Sterbesakramenten versehen war, befinde sich mit P. Basilius und P. Petrus in einer Kohlengrube nicht weit von der Stadt, Das Missionshaus zu Kaleo-keau sei niedergebrannt, dergleichen die Kirche zu Ki-cia-tsoan. Einige Christen seien dort ermordet. Der Bote bestätigte die Ermordung der beiden Bischöfe und die Niederbrennung der bischöflichen Kathedrale. Der andere Bote war von den Bogern ergriffen worden; als er sich weigerte, den Glauben zu verleugnen, mißhandelte man ihn so



Die ermordeten Franziskanerinnen, Missionärinnen Mariens (S. 90).

lange, bis er die Besinnung verloren hatte, und hing ihn an einem Balken auf. Als er nun einen Seufzer ausstieß, nahm man dies als Zeichen der Verleugnung des Glaubens, schnitt den Strick ab und ließ den Ärmsten liegen. Die Wirkung dieser entmutigenden Nachrichten war der erneuerte Entschluß, die Provinz Schansi, den Schauplatz solcher Greuelthaten, eilends zu verlassen. Als die Flüchtlinge in der Nacht den Marktsflecken Fun-san passierten, feuerten die Nachtwächter Schreckschüsse ab, weil man Räuber in ihnen vermutete. Am folgenden Morgen mußten die Patres eine bewaldete Anhöhe übersteigen, auf der das Gebrüll wilder Tiere sie begrüßte. Dann waren es wiederum die brennenden Sonnenstrahlen, der aufgewirbelte Staub, Hunger und Ermüdung, und nicht zum wenigsten die christenfeindliche Bevölkerung, welche die ohnehin schon peinliche Flucht doppelt bitter und beschwerlich machten. Vor Tagesanbruch langten die Patres in Lin-sien nicht weit vom Gelben Flusse an. Ein Diener wurde zum Mandarin geschickt mit der Bitte um schriftliche Erlaubnis, den Fluß zu passieren. Da als Bedingung zur Übersahrt die Verleugnung des Glaubens gefordert wurde, zogen die Flüchtlinge weiter. Noch einen ganzen Tag gingen sie hin und her, um Beule zu finden, die sie an das andere Ufer brächten. Die christlichen Schiffer waren geslohen und die Heiden wagten es nicht aus Furcht vor dem Bizekönig Sü-sien. Am ganzen Ufer entlang war in allen Orten das Edikt angeschlagen, wer Europäer und Christen über den Fluß fahre, müsse es mit seinem Kopfe büßen. Was nun? Der eine machte den Vorschlag, sich gewaltsam

einer Barke zu bemächtigen und überzufahren, der andere chinesische Pater gab den Rat, ein Floß zu zimmern und so überzusetzen. Während man noch überlegte, fanden die Diener einen Seiden, der sich bereit erklärte, die Fremden für den ungeheuren Preis von 30 Tiau = 70 Mark an das andere Ufer zu bringen, während in Friedenszeiten 5 Mark vollauf genügt hätten. Endlich kam man um 40 Mark überein. Schon hatten die Fahrgäste und Ruderer in der Barke Platz genommen, als der Eigentümer zu seinem Schrecken die Fremdlinge als Europäer und Christen erkannte. Sogleich erhob er ein großes Geschrei, warf das bereits erhaltene Handgeld von 25 Mark hin und wollte fliehen. Ein chinesischer Diener kannte diesen Trick seiner Landsleute, welcher angewendet wird, um eine größere Summe zu erpressen, er drückte ihm 20 Mark in die Hand, und alles war in Ordnung. Schon waren sie nach halbstündiger Fahrt dem andern Ufer nahe gekommen, als dort eine schreiende und gestikulierende Volksmenge die Insassen erwartete. Da die Ruderer für ihr Leben fürchteten, sprang der eine ins Wasser und schwamm ans Ufer. Als die andern seinem Beispiele folgen wollten, zogen die Patres ihre Revolver mit der Parole: entweder rudern oder sterben! So gelangten die Fliehenden glücklich an das andere Ufer des Hoangho, waren somit in der Provinz Schensi, außerhalb des Machtbereichs des grausamen Bizekönigs Sü-sien. Nach kurzem Marsche hielten die Patres vor einem großen Dorfe. Vorsichtshalber schickten sie einen Diener aus, um die Stimmung der Bevölkerung auszukundschaften. Dieser fand alles im

tiefften Frieden, nirgendwo ein Edikt gegen die Christen. Darum wagten sich die Wanderer in den Ort hinein und fanden Unterkommen bei einem Neuchristen, bei dem sie die durchnässten Kleider trockneten. Wie ein Lauffeuer durcheilte die Kunde das Dorf, es seien Europäer angekommen, die eine auffallend große Nase hätten. Diese gilt als unterscheidendes Merkmal zwischen Chinesen und Europäern. Bald war das Reisequartier von neugierigen Chinesen umlagert. Bei solchen Gelegenheiten zeigen sich die Chinesen als unbesangene Naturkinder. Ihre Neugierde ist unersättlich. Alles wollen sie sehen, anrühren und ausfragen. Sie glauben dazu ein Recht zu haben. Treibt man sie aus dem Zimmer heraus, so öffnen sie mit ihren Fingern die Papierfenster und belagern förmlich das Haus. So ist an Nachtruhe nicht zu denken, da ja Thür und Fenster weder Schloß noch Riegel haben und auch der Hauseigentümer dem Drängen der Neugierigen machtlos gegenübersteht. Abgesehen von dieser Belästigung, die sich in jedem Dorfe wiederholte, hatten die Flüchtlinge in den nächsten Tagen keine Feindseligkeiten zu erdulden.





Neuntes Kapitel.

Bei den belgischen Patres in der Ordensburg bei Nin-tiao-lean. — Traurige Botschaft. — Instandsetzung der Ordensburg. — Belagerung. — Mannhafte Verteidigung. — Keine Kapitulation. — Das Te Deum der Sieger.

Durch Gottes Fügung kamen die Wanderer endlich an einen Ort, wo man sie auf die belgischen Patres aufmerksam machte. Der Besitzer der Herberge beschrieb ihnen genau den Weg, der etwa fünf Tagereisen in Anspruch nehme. Am dritten Tage passierten unsere Wanderer die weltbekannte chinesische Mauer. Endlich am 29. Juli erreichten die Flüchtlinge das ersehnte Ziel ihrer beschwerlichen Reise: die Residenz der belgischen Missionare von Scheuf. Das Missionshaus, welches einer Festung sehr ähnlich sieht, liegt in der Mongolei an der Grenze der Provinz Schensi, acht Kilometer entfernt von dem Marktflecken Nin-tiao-lean. Der Vorsteher des Hauses, P. Behaest, hatte soeben die hl. Messe beendet, als die Franziskaner aus Schansi sich ihm vorstellten. Als er diese zerlumpten, mit Staub über und über bedeckten, abgehärmten und ausgehungerten Männer sah, wollte er es anfangs nicht glauben, daß dies Priester seien, obschon es ihm auffiel, daß sie fließend Latein sprachen. Als aber seine Zweifel gehoben wurden und die Patres

von ihren Strapazen zu erzählen anfangen, führte er die lieben Gäste zunächst in das Refektorium und sorgte für einen kräftigen Imbiß und lauschte dann staunend der Erzählung ihrer Erlebnisse. Von der ganzen Verfolgung war in dieser weltabgeschlossenen Gegend nichts bekannt. Noch aber hatten die Franziskaner ihre Erzählung nicht beendet, als ein Eilbote vom Provinzial P. Bermyn folgenden Brief überbrachte: Auf dem Wege nach Pau-teou sei der hochwürdigste Bischof Hamer grausam ermordet worden. Man hatte ihm eiserne Krallen in die Rippen geschlagen, ihn so durch die Stadt geschleift und dann ans Kreuz genagelt. Ferner hätten die Boger 500 Christen, Männer und Frauen, entkleidet durch die Stadt getrieben und sie dann unter Anführung der Soldaten des berühmten Lungfu-sian niedergemetzelt. Zugleich befahl der P. Provinzial allen Priestern des nun verwaissten apostolischen Vikariats, sich in die feste Ordensburg bei Nin-tiao-lean zurückzuziehen. — Die vertriebenen Franziskaner-Missionare hatten gehofft, hier in der weltabgelegenen Mongolei frei aufatmen zu können, — und nun hörten sie, daß der Krieg mit seinen Schrecken hier für sie aufs neue beginne.

Beunruhigende Gerüchte und gefahrdrohende Nachrichten trafen nun Schlag auf Schlag in der Mission ein. In zwei benachbarten Bezirken hoben die Mongolen Soldaten aus, ob zum Schutze der bedrohten kaiserlichen Dynastie oder gegen die Christen, konnte man nicht in Erfahrung bringen. Infolge dieser Gerüchte begaben sich viele Männer auf die Flucht und schickten ihre Frauen und Kinder in die Burg, damit

sie dort Schutz und Nahrung fänden. Am andern Tage kam ein wohlgesinnter Mandarin aus Tsin-pien-sien in die Burg, um die Patres seiner Freundschaft und seines Schutzes zu versichern. Er versprach auch, bei den Mongolen brieflich anzufragen, was diese Truppenaushebung zu bedeuten habe und versicherte, er werde nie gestatten, daß diese Soldaten das Terrain der Mission betreten würden. Gegen Abend kamen der P. Provinzial Bermyn, P. Braamt und ein christlicher Mongole mit 100 fetten Ochsen an, die wie durch ein Wunder den Weg durch die von Kriegslärm aufgeregten Dörfer zur Burg gefunden hatten. Da auch in den folgenden Tagen der Zuzug von Christen zur Residenz fort-dauerte, ging man eilends daran, die Burg in Vertheidigungszustand zu setzen. Das große Eingangstor wurde zugemauert, die Kanonen in den Festungsthürmen zum Abfeuern bereit gestellt, Gewehre gepuht, Patronen gegossen, Proviant hereingeschafft, die Rekruten einerezziert — es war unter den Patres ein Reserveleutnant — und so durfte man mit einiger Zuversicht den Feind erwarten. Dann sandten die Patres Eilboten mit Briefen an den französischen Gesandten in Peking und an den Bischof von Schensi in Sin-gan-fu, um diese von der bedrohten Lage in Kenntniss zu setzen. Unterdessen rückten die Bogers von Nin-tiao-lean her unter Anführung von zwei Mandarinern vor die Burg und begannen in der Nacht vom 9. auf den 10. August die Belagerung. Unter wüstem Geschrei, ähnlich dem Heulen wilder Tiere, bewaffnet mit Spießen und Gewehren, rückten sie in regellosen Haufen auf die Festung zu, wo sie die christlichen Männer unter dem Oberbefehl

des P. Bermyn auf ihrem Posten fanden. Die Patres hatten 15 moderne Gewehre. In einiger Entfernung von der Burg machte der Feind halt, um zu berathschlagen, wie sie am besten den Angriff wagen könnten. Als von der Mauer ein Schuß abgefeuert wurde, stürmten die Bogers vorwärts mit dem Rufe: „Tod den Europäern! Euer Fleisch wollen wir essen!“ Der Feind mußte durch ein kleines christliches Dorf vor dem Burgtor, welches mit allen Häusern der Mission gehörte. Schon stand ein Haus in Flammen, als 40 Christen unter Anführung des P. Rastelli ein Nebenpförtchen öffneten und einen Ausfall aus der Burg machten. Sie überraschten die Bogers, welche damit beschäftigt waren, alle übrigen Häuser in Brand zu stecken. Auf das Kommando „Feuer“ fielen sechs Bogers tot zur Erde. Don Manini, der vor den hl. Weihen stand, hätte bei dieser Expedition um ein Haar sein junges Leben eingebüßt. Nach wenigen Minuten traten die Bogers den Rückzug zum Flusse an. Noch weitere zehn Bogers waren schwer verwundet entkommen, deren Leichen später aufgefunden und begraben wurden. Der unglückliche Ausgang dieses ersten Scharmühels hatte die Bogers sehr enttäuscht. Die Familien, welche einen Toten zu beklagen hatten, gerieten in Wut, verfluchten die Bogers und die Christen und prügelten den Anführer der Bogers weidlich durch. Sein Mitankführer suchte die Erzürrnten zu beruhigen durch die sichere Verheißung des baldigen Sieges. Er versprach ihnen reiche Beute und verteilte schon im voraus die christlichen Frauen und Jungfrauen in der Burg unter seine Getreuen. Am folgenden Morgen schickte der Man-

darin von Nin-tiao-lean einen Boten, um den Patres seine Teilnahme auszusprechen und zugleich der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß die Angriffe auf die Burg sich nicht erneuern würden. Als dieser Bote, der trotz seines christlichen Bekenntnisses dem Opiumrauchen ergeben war, bei seiner Rückkehr das feindliche Lager passierte, ward er in eine Pagode geführt und zur Verleugnung des christlichen Glaubens aufgefordert. Als er sich dessen standhaft weigerte, ward er aufgeknüpft und mit einer Lanze gliedweise zerschnitten. Dann zerstörte man unter den Augen des Mandarins die Kirche und die Missionarswohnung zu Nin-tiao-lean.

Doch kehren wir zu den belagerten Christen zurück. Am Feste der hl. Klara, morgens gegen 3 Uhr, begann wieder die feindliche Reiterei, gefolgt von einer bewaffneten Abteilung zu Fuß, den Angriff auf die Festung. Sie hatten beschlossen, heute ihre Fahne auf die Zinnen der Türme zu pflanzen. Weil ihre Schützen hinter den christlichen Häusern in gedeckter Stellung waren, konnten die Belagerten das Feuer nicht wirksam erwidern. Doch wurden vier Borgers getölet. Während ein wahrer Kugelregen auf die Festungsmauern und Türme niederprasselte, näherte sich ein Mandarin zu Pferde den Toren. Als aber eine Kanonenkugel aus der Burg ganz in seiner Nähe niederschlug und seinen Diener tötete, trat der hohe Herr schleunigst den Rückzug an. Aber auch die mongolischen Rebellen brachten eine Kanone heran, luden sie jedoch aus Unkenntnis mit Pulver und Steinen bis oben voll und schossen dann gegen die Burg. Eine

furchtbare Explosion erfolgte, welche allerdings den Umstehenden das Leben kostete, aber auch den Erfolg hatte, daß von einem Turm eine ganze Ecke hinweggerissen wurde. Die Burg besaß jedoch noch fünf andere Türme, die sich auf der 8 m hohen und oben 2 m breiten Festungsmauer erhoben, so daß es nicht leicht war, die mit einem wassergefüllten, breiten Graben geschützte Burg einzunehmen. — Die Belagerer nahmen nun zu verschiedenen Mitteln ihre Zuflucht. Sie warfen eine Brustwehr aus Erde auf, um in nächster Nähe auf die Burg zielen zu können; andere suchten, in Ochsenhäute eingehüllt, sich unbemerkt den Toren zu nähern, wieder andere trugen ausgehobene Türen statt eines Schildes, wurden aber fast alle durch wohlgezielte Schüsse kampfunfähig gemacht. Ja, zwei Borer mädchen in Begleitung mehrerer Bewaffneten drangen, eine Fahne schwenkend, bis zum vermauerten Burgtor vor, sich steifend auf ihre Unverwundbarkeit. Auch sie mußten ihre Verwegenheit mit dem baldigen Tode büßen. Da kam ein Bote zum P. Bermyn, dem Befehlshaber der Burg, und meldete, daß die Feinde unter dem Südwestturm eine Mine anlegten. Sogleich erschien P. Bermyn an der bedrohten Stelle. Er befahl, eine Gegenmine zu graben, während zwei Scharfschützen die feindlichen Minenarbeiter überwachen sollten. Ein Borer, welcher diesen Arbeitern in der Grube Speise und Trank bringen wollte, wurde durch einen Schuß getödtet. Die beiden Minenarbeiter traf bald das nämliche Schicksal. Trotz dieser heldenmüthigen Verteidigung wurde die Lage der in der Burg eingeschlossenen von Tag zu Tag bedenklicher. Ein hol-

ländischer Pater und ein christlicher Jüngling wurden durch Schüsse getödet. Ein anderer Pater wurde lebensgefährlich verwundet, während zwei andere mit leichten Verwundungen davorkamen. Dann klopfte der Hunger energisch an die Tore der Burg und forderte die Übergabe; denn die mehrere 100 Mann starke Besatzung hatte die Vorräte nahezu aufgezehrt. Schon mußten Tag für Tag Pferde und abgemagerte Ochsen geschlachtet werden. Da langten am 17. August 200 chinesische Soldaten an; sie waren auf Veranlassung des christenfreundlichen Mandarins von Tsin-pien-sien von dem Vizekönig in Singansu geschickt worden zum Schutze der Mission. Weil aber die Offiziere mit den Bogers sympathisierten, schlugen sie nicht weit von den Bogers ihr Lager auf und verharrten abwartend in träger Untätigkeit. Am andern Tage kamen vier Soldaten, um in der Burg Verhandlungen anzuknüpfen wegen Übergabe der Festung. P. Bermyn aber antwortete ihnen von den Zinnen der Burg herab, der Mandarin müsse selbst kommen. Nach drei Tagen schickte der Mandarin einen Brief, worin die Bedingungen der Übergabe aufgezeichnet waren. Den Christen sollte freier Abzug gewährt werden; für die Waisenkinder werde der Unterpräfekt Sorge fragen, während die Priester unter dem Schutze der regulären Truppen nach Singansu reisen sollten. Der Befehlshaber der Burg hielt es unter seiner Würde, dem Mandarin schriftlich zu antworten. Er ließ ihm nur sagen, an die Öffnung des Burgtors sei nicht eher zu denken, bis die Bogerbanden die Belagerung aufgegeben und abgezogen wären. Nach diesen fruchtlosen Verhand-

lungen wurde die Beschießung der Burg mit neuem Eifer wieder aufgenommen. Die Borer hatten gehofft, in zwei bis drei Tagen die Festung zu nehmen und die Christen mit ihren Priestern als Gefangene im Triumph mit sich fortführen zu können. Und nun währte die Belagerung schon fast einen Monat; auch hatten die Kugeln der Christen ihre Reihen bedenklich gelichtet. Sie ergänzten daher ihre Truppen durch Werbung mongolischer Bauern aus der Umgegend, denen sie Geld gaben und die Äcker der Mission zu geben versprachen. Dann legten sie sich aufs neue vor die Burg, begannen in sehr geschützter Stellung eine neue Mine im Nordwesten anzulegen, während sie gleichzeitig die Festung mit einem Kugelregen überschütteten. Dann schafften sie eine Kanone in das der Burg am nächsten gelegene Haus und richteten von dort aus fürchterliche Verwüstungen an im Innern der Festung selbst. Als nach dem Mittagessen die Priester zur Kirche gingen, um dort vor dem Allerheiligsten zu beten, schlug eine Kugel von 40 Unzen Schwere durch das Kirchendach und fiel vor den Patres prasselnd auf den Boden nieder. Darauf gelobte P. Bermyn mit allgemeiner Zustimmung ein feierliches Hochamt zu Ehren des hl. Erzengels Michael. Auch verordnete er, daß jeden Abend bei der sakramentalen Segensandacht ein Hymnus zu Ehren des hl. Michael gesungen würde. Auch sollte während des ganzen Tages immer jemand abwechselnd vor dem Tabernakel die göttliche Hülfe ansehen. Am 5. September brachte ein Parlamentsär einen Brief der belgischen Patres aus San-lao-hao; darin war zu lesen, daß die Mongolen

ihnen die Wahl gelassen hätten, entweder nach Peking zu fliehen, oder nach Belgien zurückzukehren mit der Zusicherung von Geld und Lebensmitteln und sicherem Geleit. Die Patres entschieden sich für das letztere. Als sie aber erfuhren, daß die Mongolen ihnen einen Hinterhalt gelegt hätten, um ihnen Geld und Lebensmittel wieder abzunehmen, schickten sie die militärische Begleitung zurück, wählten eine andere Reiseroute und kamen durch Rußland und Deutschland glücklich nach Belgien zurück. Ein zweiter Brief aus Peking meldete, daß dort fünf europäische Gesandte ermordet seien, daß General Lunfuzian von den europäischen Truppen eingeschlossen und der chinesische Kaiser im französischen Lager gefangen gehalten werde. Bald darauf erschien der Generalmandarin von Yulinfu namens Lehentae, wie er sagte zu unserer Beschützung. Auch die mongolischen Mandarine erklärten schriftlich: „Wir sind vom Kaiser beauftragt, euch zu töten; wenn wir den Befehl nicht ausführen, ist unser Leben gefährdet. Um euch aber zu beweisen, wie wohlwollend wir gegen euch gesinnt sind, wollen wir euch gestatten, die Burg zu verlassen und euch unter dem Schutze chinesischer Soldaten zum Bischof Pagnuzzi nach Singansu zu begeben. Nehmet daher diesen für euch ehrenvollen Vorschlag an, indem ihr zugleich die Burg übergebet.“ Darauf erwiderten die Missionare: „Wir sind schon lange in China und haben uns stets als friedliche Bürger gezeigt. Warum also verfolgt man uns? Wir sind uns keines Verbrechens bewußt. Während der früheren Kriege Chinas mit Europa hat man stets die Missionare außer Spiel gelassen, weil sie keiner der krieg-

führenden Parteien angehören. Der Bizekönig von Schensi hat uns Schutz zugesichert trotz des kaiserlichen Ediktes gegen die Europäer. Wenn ihr uns ein anderes kaiserliches Edikt vorzeigt, welches uns den Aufenthalt in China verbietet, werden wir sogleich abziehen.“ Die Antwort auf diese mutige Sprache war eine erneuerte heftige Kanonade seitens der Feinde, welche indes bald durch einen heftigen Regen zum Schweigen gebracht wurde. Gegen 3 Uhr kehrten die Soldaten, gänzlich durchnäßt, fluchend in ihr Lager zurück. Am folgenden Tage kam ein Bote vom Unterprefekten und meldete, es sei ein Schreiben vom Bizekönig angekommen, daß die Missionare sich in Begleitung einer Eskorte von chinesischen Soldaten zum Bischof von Schensi begeben sollten. Die Belagerten erwiederten, daß sie an der Echtheit dieses Schreibens Zweifel hegen müßten, so lange die mongolischen Soldaten nicht abgezogen wären. Am folgenden Tage, dem Feste Mariä Geburt, kam der doppelzüngige Militärmandarin von Sulinsu, namens Leutojen, um mit den Belagerten zu unterhandeln. Es ärgerte ihn gewaltig, daß man ihm und seinem Gefolge die Tore der Burg nicht öffnete, sondern nur von der Festungsmauer herab mit ihm verhandeln wollte. Er forderte die Missionare auf, ihre Widerspenstigkeit abzulegen und abzureisen. Er verfüge über große Streitkräfte und habe seine Überlegenheit im Kampfe gegen die Türken und Rebellen schon oft bewiesen. Wenn die Missionare nicht sofort abreisen würden, sähe er sich gezwungen, sich mit den mongolischen Soldaten zu vereinigen und dann müsse es ihm ein leichtes sein, in spätestens zwei Tagen

die Burg dem Erdboden gleich zu machen. — Die Belagerten durchschauten die Gleißnerei dieses verschmitzten Chinesen und lehnten seinen Antrag rundweg ab. Und sie hatten wohl daran getan. Denn dieser treulose Mandarin hatte schon wiederholt versucht, den chinesischen General zu bewegen, mit den mongolischen Truppen gemeinsame Sache gegen die Belagerten zu machen. Indes fürchtete der chinesische General mit Recht, vom Vizekönig von Schensi alsdann geköpft zu werden. Der doppelzüngige Militärmandarin hatte bereits den mongolischen Soldaten die christlichen Frauen und Jungfrauen als Beute zugesagt. Es war beschlossen, zehn Kilometer von der Burg entfernt die abziehenden Christen und Missionare in den Bergen zu überfallen und alle Männer niederzumeheln. Zum Glück ging überdies ein Brief des Bischofs von Singansu verloren, worin dieser die Missionare einlud, die Burg zu verlassen und zu ihm zu kommen. Der Mandarin erwiederte auf die ablehnende Antwort, er bedauere sehr, daß man seinen Worten nicht Glauben geschenkt habe. Er zeigte auch das Bruchstück eines Briefes vom Vizekönig von Singansu, welches allerdings von den zu Unrecht belagerten belgischen Patres handelte. Weil es aber nur ein Bruchstück war und der wichtigste Teil fehlte, konnten die Missionare dem Briefe keine Bedeutung beilegen. Am folgenden Tage erschien der Parlamentär, wie er sagte, zum letzten Mal, um den endgültigen Entscheid zu hören. Zugleich führte er im Namen des Mandarins Klage darüber, daß die belgischen Patres auf fremdem Grund und Boden ihre Residenz aufgebaut und viele Morgen Land an sich gerissen hätten, welches

anderen gehörte. Der Provinzial hielt eine Beratung mit den Missionaren und gab dann mit Zustimmung aller folgenden Bescheid: „Wir übergeben die Burg nicht und werden in ihrer Verteidigung ausharren bis zum letzten Atemzuge.“ Zu diesem Entschluß wurden die Patres bewegt durch die Tatsache, daß die Feinde offenbar im Nachteil waren, ferner durch den Gedanken an das Schicksal der 100 Waisenkinder und endlich durch die klare Voraussicht, daß man sie auf der Reise, aller Gegenwehr beraubt, ermorden wolle. In Betreff der Verleumdung, sie hätten sich Ländereien widerrechtlich angeeignet, entgegnete der P. Provinzial, daß der Kaufakt mit Siegel und Unterschrift beglaubigt sei, und daß eine offiziell genehmigte Abschrift des Schriftstücks im Archiv des Mandarins aufbewahrt werde. Mit dieser Antwort zog der Militärmandarin laut schimpfend und fluchend ab.

Unterdessen waren zwischen den chinesischen und mongolischen Heerführern Meinungsverschiedenheiten entstanden, welche den chinesischen General veranlaßten, dem Bizekönig den Zustand der Dinge zu unterbreiten; zugleich bat er, entweder die 200 Soldaten zurückzuberufen oder ihnen Verstärkungen zu schicken, da sie gegen die an Zahl stärkeren Mongolen machtlos seien. Die Lage der 300 Christen in der Burg wurde von Tag zu Tag bedenklicher, umso mehr, da sie von der Außenwelt abgeschlossen waren und nicht wußten, ob sie Hilfe zu erwarten hätten oder nicht. Der Mangel an Lebensmitteln machte sich immer fühlbarer; es fehlten Kleider und Betten für die kalten Nächte, es fehlte vor allem der nervus rerum, das Geld, welches in China all-

mächtig ist. Die Missionare richteten daher dringende Bittgesuche an den Bischof von Singansu, damit er beim Bizekönig ein Wort für sie einlege. Andere Bittgesuche wurden aufgesetzt an den Bischof Dtho von Kansu und an den französischen Gesandten in Peking. Am 13. September kam ein Bote des Bizekönigs von Singansu, der in einem Briefe uns einlud, zu ihm zu kommen. Er bestätigte die Besetzung Pekings durch die europäischen Truppen. Am folgenden Tage meldeten Trommelgewirbel und flatternde Fahnen das Nahen des Spezialgesandten des Bizekönigs, der in Begleitung des Unterpräfekten Tin und des Militärmandarins Leu zur Burg kam. Die drei Herren weigerten sich, in die Burg zu kommen, luden die Patres vielmehr ein, zu ihnen heraus zu kommen und mit ihnen zu unterhandeln. Die Patres weigerten sich dessen, wenn nicht zuvor die starke militärische Eskorte zum Lager zurückgeschickt würde. Als das geschehen war, gingen fünf wohlbewaffnete Missionäre zu den drei Herren hinaus. Besonders der Militärmandarin führte eine sehr anmaßende und beleidigende Sprache, bis die Patres den Spieß umkehrten und aggressiv vorgingen. Die Patres führten Klage, daß man sie als friedliche Bürger belagern und töten wolle, daß man die dem Kloster gehörigen Felder verwüste und beraube usw. Endlich wurde beschlossen, neue Briefe an den Bizekönig und den Bischof von Singansu zu schicken, damit diese über die Abreise der Christen aus der belagerten Burg frei entscheiden sollten. Bis nach Eintreffen der Antwort sollte auf beiden Seiten die Feindseligkeit eingestellt werden. Leider wurde der Waffen-

stillstand von den Mongolen nicht eingehalten. Sie begannen das Getreide auf den Klosterfeldern zu mähen, die Kartoffeln auszugraben und auf die Christen zu schießen, welche von der Burg geschickt waren, die Ernte einzuholen. Am 15. September kamen die drei Mandarine zur Burg und führten heftige Klage darüber, daß die Belagerten den Waffenstillstand gebrochen und einen Heiden (der am hellen Tage mit Pferd und Wagen auf den Klosteracker kam, um das gestohlene Getreide aufzuladen) erschossen hätten. Zugleich verboten sie den Belagerten aufs strengste, nochmals die Burg zu verlassen. Die Patres dagegen zeigten die Kanonenkugeln vor, welche seit Verkündigung des Waffenstillstandes die Burg zertrümmert hatten. Sie führten bittere Klage darüber, daß nicht nur die feindlichen Soldaten, sondern auch andere Heiden, unter andern 600 Frauen, täglich Korn und Kartoffeln auf den Klosterfeldern stahlen, während unter den 300 In-sassen auf der Burg große Noth herrsche. Darauf waren die drei Mandarine so gütig, zu gestatten, daß die Burgbewohner in einem Umkreise von drei Kilometern auf ihren Feldern die Ernte vornehmen könnten. Unterdessen war ein schriftlicher Befehl von der Regierung an den Befehlshaber der mongolischen Soldaten gekommen, der ihn zur Rückkehr aufforderte. Dieser Brief wurde einem gemischten Tribunal, bestehend aus mongolischen und chinesischen Richtern übergeben, welches nach reiflicher Ueberlegung die Soldaten gleichfalls zum Rückzug aufforderte und noch obendrein Schadenersatz von ihnen verlangte. Das aber kam den Mongolen zu schimpflich vor. Sie hätten dann den

ganzen Kriegszug vergeblich gemacht, vierzig Tage umsonst eine kleine Festung belagert und sollten dann noch obendrein selbst die Kriegskosten zahlen! Sie erklärten daher, erst einem ganz neuen Befehl des Kaisers sich fügen zu wollen. Unterdessen kam ein Brief vom Bischof von Singansu an, der die Hoffnung der Belagerten aufs neue belebte. Er schrieb: Graf Waldersee, Generalfeldmarschall der vereinigten europäischen Truppen in Peking, werde in den allernächsten Tagen die Abberufung der mongolischen Soldaten durchsetzen. Der französische Konsul in Hankow sei telegraphisch von der kritischen Lage der Patres in Kenntnis gesetzt worden. Der Bote mit dieser Meldung hatte volle acht Tage gebraucht, um durch die Kette der feindlichen Soldaten hindurch zu kommen. Schließlich wurde er gefangen genommen und nur der Fürsprache eines barmherzigen Heiden ist es zu danken, daß er mit dem Leben davon kam. Mittlerweile war ein Getreidedieb infolge der von den Belagerten erhaltenen Wunde gestorben. Das brachte die Heiden in Wut. Noch mehr aufgestachelt durch den lügenhaften Militärmandarin Leu gingen sie prozessionsweise zum Präsekten und klagten vor dem Tribunal mit großem Geschrei gegen die Patres und baten um Erlaubnis, sich mit den mongolischen Soldaten zu vereinigen, zum Untergang der belagerten Christen. Der rechtlich denkende Mandarin wies indes den Pöbel mit seiner Klage ab; ja er machte in der Residenz sogar die vertrauliche Mitteilung, daß die Soldaten nach wenigen Tagen abziehen würden. Am 26. September erfolgte der Abmarsch der 200 chinesischen Soldaten, welche mit dem

Auftrage gekommen waren, die Patres zu verteidigen. Diese schickten an den General einen Boten mit freundlichen Abschiedsgrüßen. Hatten die chinesischen Truppen den Belagerten auch nicht genügt, wozu sie doch verpflichtet waren, so hatten sie doch wenigstens der lockenden Versuchung widerstanden, sich mit den feindlichen Mongolen zum Untergang der Patres zu verbünden. Es wurde in der Burg berichtet, daß auch die mongolischen Soldaten gerne abziehen würden, daß ihnen aber die erforderlichen Kameele fehlten, um den Transport der Waffen und des gestohlenen Getreides zu bewerkstelligen. Am Feste des hl. Erzengels Michael, den 29. September, hielten die Patres ein feierliches Levitenamt, um dem hl. Michael den tiefgefühlten Dank abzustatten für den mächtigen Schutz in dieser furchtbaren Belagerung. Noch war das Hochamt nicht beendigt, als lautes Jubelgeschrei ringsum erkönte: „Die mongolischen Boyer ziehen ab; diese Plagegeister, diese Vandalen kehren in ihre Heimat zurück!“ Und wirklich! Da zogen sie in geschlossenen Reihen über den Fluß unter Mitnahme vieler Wagen, begleitet von den Verwünschungen und Flüchen der ihrer Habe beraubten heidnischen Landbewohner. Der Jubel in der Burg war unbeschreiblich. Ein feierliches „Te Deum laudamus, Großer Gott, wir loben dich“ ward vor dem festlich geschmückten Altare vom P. Provinzial angestimmt, in welches die Priester, die christlichen Männer, Frauen und Waisenkinder unter Freudentränen einstimmten. So war also ihr Gottvertrauen glänzend belohnt worden! Der hl. Erzengel Michael, dem zu Ehren täglich die Segensandacht gehalten worden, hatte

das Flehen der Belagerten gehört und die Anschläge der Hölle vereitelt! Die Belagerung hatte 50 Tage gedauert, nämlich vom 9. August bis zum 29. September. Die Zahl der Belagerten war: 80 Männer, 120 Frauen und 100 Waisenkinder. Die Feinde bestanden anfangs aus etwa 500 fanatischen Bögern; später waren es 300 berittene mongolische Soldaten, die auf Befehl der chinesischen Regierung gekommen waren. Auf Seiten der belagerten Christen waren zwei Priester und zwei christliche Laien gefallen. Diesem Verlust standen auf feindlicher Seite gegenüber 100 Tote und noch zahlreichere Verwundete. Als der boshafte, doppelzüngige Militärmandarin von dem Jubel auf der Burg hörte, ließ er das Gerücht ausstreuen, die Bögern seien im Anzuge. Dann benachrichtigte er die Patres, er wolle zum Schutze der Christen gegen etwaige Einfälle der Bögern eine Abteilung chinesischer Soldaten in die Burg senden und die chinesische Drachenfahne auf den Zinnen der Burg entfalten! Es wollte jener Bösewicht, der während der Belagerung nichts unversucht gelassen hatte, um die Patres zu verderben, sich noch nachträglich als Beschützer der Christen aufspielen. So endigte diese 50tägige Belagerung der Klosterburg mit dem Siege der christlichen Sache.





Zehntes Kapitel.

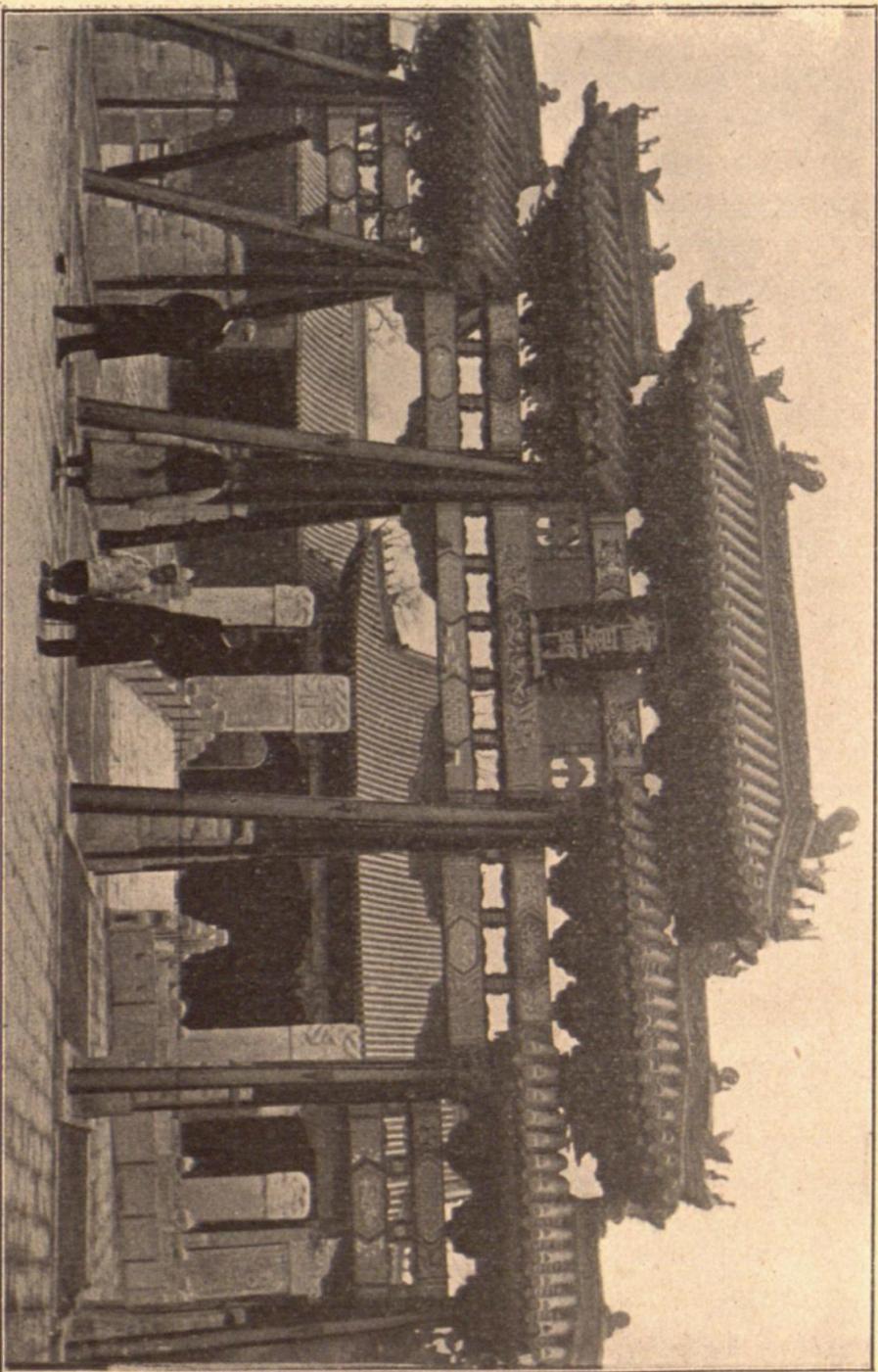
Schluß.

Triumph der christlichen Religion.

Der Provikar P. Barnabas nahm nun von den freundlichen Patres herzlichen Abschied und begab sich nach Singansu, der Hauptstadt von Schensi, zum Franziskanerbischof Pagnuzzi, um nach den aufreibenden Anstrengungen und nervenerregenden Aufregungen der letzten Monate einige Wochen der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Unterdessen begannen die finstern Gewitterwolken am politischen Horizont, die so lange ganz Schansi in Atem gehalten hatten, sich zu zerteilen. Die Sonne strahlte durch die zerrissenen Wolken so freundlich auf die versprengten Christengemeinden hernieder, als wollte sie neue Hoffnung und neues Leben wecken. Kaum war — auf energisches Betreiben der fremden Diplomaten —, der grausame Sü-sien seines Amtes entsetzt und nach Kansu in die Verbannung geschickt worden, als sich in allen Schichten der Bevölkerung ein grundsätzlicher Wandel vollzog zu Gunsten der Christen. Die vereinigten Truppen unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls, Grafen Waldersee, hatten die chinesischen Soldaten und Bogers auf der ganzen Linie siegreich zurückgedrängt. Peking war erobert, der kaiserliche Hof

war eilends nach Singansu in Schensi geflohen. Der Schrecken war den Chinesen in die Glieder gefahren und trieb die sonderbarsten Blüten. Gerüchte besagten, daß die europäischen Soldaten auf die Kunde von dem Blutbade in Tae-yuen-su in getrennten Kolonnen nach Schansi vorrückten zu einer exemplarischen Strafexpedition. Dem drohenden Unheil suchten daher alle, die kein gutes Gewissen hatten, zuvorzukommen. Die Mandarine brachten ihre Familien und ihre Wertgegenstände fern von der Hauptstadt an entlegenen Orten in Sicherheit. Die Zurückgebliebenen flehten die Christen an, sie zu beschützen vor den heranrückenden europäischen Heeren. Andere Händler suchten sich Bilder, Rosenkränze, Medaillen und andere christliche Andachtsgegenstände zu verschaffen, oder auch um hohen Preis zu erwerben, um sie den fremden Soldaten vorzuzeigen, damit man sie als Christen, oder wenigstens als Freunde der Christen gnädig verschone. Viele sagten zu den Christen, wir verachten die Götzenbilder in der Pagode, auch wir sind Christen. So redete der Mund, aber das Herz blieb heidnisch, weil es ihnen bei diesem Bekenntnis nur um die Sicherheit des Lebens zu thun war. Als nun wirklich die europäischen Truppen in der Richtung nach Tae-yuen-su aufbrachen, erinnerte sich der neue Vizekönig, daß man die Leiber der Märtyrer mit Bettlern und Verbrechern in eine Grube geworfen hatte. Er ließ daher die Gebeine ausgraben und in zwei kostbar gearbeitete große Särgе legen. Da man die Mission nicht benachrichtigt hatte, konnte es nicht ausbleiben, daß unsere Märtyrer mit den Opiumrauchern und Räubern in denselben Sarg

gebettet wurden. Da aber während der Erhumierung der Leichen an drei Tagen ein dichter Schnee fiel, erklärte der Präsekt von Tae-yuen-su, die Bekenner seien unschuldig getötet worden; die Natur selbst habe durch den dreimaligen Schneefall seiner Trauer Ausdruck gegeben (in China ist weiß die Farbe der Trauer) und der Himmel habe nach monatelanger Dürre durch diese Niederschläge die getrockneten Felder erquickt, um die Märtyrer zu ehren. Auf Befehl des Mandarins wurden beide Särge in eine nahe Pagode gebracht und drei Tage lang geehrt durch feierliche Totenklage. Eine solche offizielle Ehrung für christliche Missionare durch Götzepriester steht in der chinesischen Geschichte ohne Beispiel da. Einer der beiden Särge wurde sodann den Katholiken übergeben und durch den chinesischen P. Antonius Fu auf dem Missionsfriedhof beigesetzt. Währenddessen forderten die europäischen Gesandten von der chinesischen Regierung nachdrücklich gerechte Sühne für das der Mission von Schansi zugefügte Unrecht. 2000 Christen waren ermordet; viele Waisenkinder, Jungfrauen, sieben Ordensschwestern, ein Laienbruder, neun Ordenspriester und zwei Bischöfe waren der Wut der Verfolgung zum Opfer gefallen. 14 Kirchen mitsamt den Priesterwohnungen lagen in Trümmern. Fast alle Christen waren unter Zurücklassung ihrer Habe in die Berge geflohen und fanden bei ihrer Rückkehr ihre Wohnungen ausgeraubt oder eingeäschert. Das Elend war über alle Maßen unbeschreiblich. Besonders bot die früher so großartige Residenz des Bischofs in Tae-yuen-su einen trostlosen Anblick. Sie hatte



Das Gühnebenkmal für die ermordeten Gildöfe, Griefler und Ghriffen in Nord-Gchanfi.

bestanden aus 400 Wohnräumen mit zwei Kirchen, zwei Apotheken und einem weithin sichtbaren Glockenturm. Dazu kam die Kapelle der Schwestern, das Waisenhaus, die Ökonomie mit Pferden und Maultieren und endlich ein Getreidevorrat, der für 5000 Christen zwei Jahre lang genügt hätte. Das alles war nun vernichtet durch die Schuld der Regierung. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche behaupten, die Kaiserin sei unschuldig an den Dekreten gegen die Christen, die sie im Namen des Kaisers unterzeichnet: sie habe ihren Inhalt nicht gekannt, oder andere christenfeindliche Minister hätten diese Verordnungen ohne ihr Wissen geschrieben und veröffentlicht. Demgegenüber sei folgendes festgestellt: Als vor einiger Zeit ein Mitglied der chinesischen Gesandtschaft aus Berlin in einer wichtigen diplomatischen Angelegenheit nach Peking zurückkehrte, wurde es von einem Bischof gefragt, ob wirklich die Kaiserin um die Ermordung der Europäer und Christen gewußt und sie angeordnet habe. Die Antwort lautete: „Ja, so ist es; um alle diese Verordnungen hat die Kaiserin gewußt. Mein Amt verbietet mir, weiter über diese Angelegenheit zu sprechen.“ Die Regierung konnte die Schuld nicht leugnen, und darum bequeme sie sich nach langem Sträuben zu folgender Genugthuung: a) für den Wiederaufbau der zerstörten Kultusgebäude und Christenwohnungen zahlte sie 400 000 Mark; während aber die englische Mission für 130 getötete Mitglieder à Person 90 000 Mark, also insgesamt 3 900 000 Mark forderte, verzichtete die katholische Mission von vornherein auf Schadenersatz für getötete Mitglieder. Bis zur

Fertigstellung der neuen bischöflichen Residenz überließ man der katholischen Mission das Universitätsgebäude in Tae=nyuen=su, Lin=te=tan genannt. b) Um aber die der christlichen Religion zugefügte Schmach wieder gut zu machen, verpflichtete sich die Regierung 1. für alle ermordeten Priester und Christen auf Staatskosten Särge zu beschaffen und feierliche Begräbnisse abzuhalten. Ferner Denkmäler mit entsprechenden Inschriften aufzustellen am Orte, wo der Kerker gestanden, ein zweites Denkmal über dem Grabe der Bischöfe und ein drittes über dem Massengrabe der Christen in Tomolkom.

Beginnen wir mit der Totenfeier für die verstorbenen Bischöfe, die am 9. Juli 1903, dem dritten Jahrestage ihres glorreichen Martertodes stattfand. Ganz Tae=nyuen=su stand am genannten Tage unter dem Eindruck der Sühnefeier. Vom frühesten Morgen wogte eine unabsehbare Volksmenge, darunter sehr viele Christen, durch die Hauptstraßen zur früheren Universität, der jetzigen bischöflichen Residenz. Reichgeschmückte Mandarine in hübschen, zweispännigen Wagen oder grünen Staatsänften gingen zur Mission, um dem neuen Bischof Fiorentini ihre Aufwartung zu machen. Um 8 Uhr begab sich der Schatzmeister in Vertretung des Bizekönigs mit glänzendem militärischen Gefolge, mit Fahnen und Musik, zur bischöflichen Residenz. Man hatte einen der Hörsäle in eine Kirche umgewandelt. In ihrer Mitte erhob sich der mächtige Katakalk, geziert mit den bischöflichen Insignien, mit Palmwedeln und brennenden Kandelabern. Vor dem Altar an der Evangelienseite war der bischöfliche Thron errichtet. An der Stirnseite des Thrones waren kostbare Schmuck=

stücke angebracht, die vom Bizekönig und den Mandarinen eigens zu diesem Zwecke geschenkt worden. Zwischen Thron und Altar erblickte man 3. weißseidene Fahnen, auf denen in goldenen Lettern das Lob der gekrönten Bischöfe, Priester und Schwestern verkündet wurde. Vor dem Katafalk stellten Soldaten fünf Ehrensänften nieder, die mit mächtigen Blumenkronen geschmückt waren. Um 9 Uhr begann in Gegenwart der hohen Beamten das feierliche Pontifikalamt. Die Pausen wurden durch Militärmusik ausgefüllt. Am Schlusse des Pontifikalamts und der Absolutio ad tumbam wurde den Spitzen der Behörde eine Erfrischung gereicht. Hierauf setzte sich die Sühneprozession durch die Hauptstraßen von Tae-huen-su nach dem katholischen Friedhofe in Bewegung. In feierlichem Zuge mit Fahnen und Musik wurden die drei Sühnefahnen und die fünf Ehrensänften mit den Blumenkronen zum Missionskirchhof gebracht und dort von den Mandarinen im Namen des Bizekönigs auf den Gräbern der Martyrer niederlegt. Trost und Jubel erfüllte die Herzen der die Straßen umsäumenden Christen bei dieser offiziellen Genugtuung. Mit dem Psalmen konnten sie ausrufen: „Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat, darum lasset uns frohlocken und fröhlich sein! Denn vom Herrn ist es geschehen und es ist wunderbar in unsern Augen.“ Am folgenden Tage machte der neue Bizekönig seinen offiziellen Besuch in der Mission, um dem Bischof gegenüber seiner Freude Ausdruck zu geben über die Ehre und Genugtuung, die auf Anordnung der Regierung der Kirche zuteil geworden.

Im Anschluß an diese Sühnefeier wurden die Massengräber der Christen geöffnet. Die Regierung hatte, entsprechend der Zahl der in und um Tae-yuen-su getöteten Christen, 200 Särge bereit gestellt. Aus allen Distrikten des Vikariats strömten die Christen zur Festfeier nach Tae-yuen-su. Die Särge mit den sterblichen Überresten der Martyrer wurden dann auf 18 Wagen gehoben und mit all dem Pomp, wie er in China bei großen Begräbnissen üblich ist, mit Baldachin und roten Ehrenschildern, mit Laternen und Fahnen, mit Ehrenschildern, Musik und Böllerschützen zur letzten Ruhe gebettet. Es schien nicht das Begräbnis schmachvoll getöteter, armer Christen, sondern der Triumphzug sieggekrönter Feldherren zu sein. Der Mandarin selbst hatte sich in Amtstracht dem Zuge angeschlossen. Die Prozession hatte die Länge von einem Kilometer! Nach der Ankunft in Tomolkom wurden die Särge auf dem Kirchplatz niedergelegt; dann folgte die Absolution nach kirchlichem Ritus und das Begräbnis auf dem neuen Kirchhof. Wegen der großen Zahl der Opfer mußte diese Begräbnisprozession noch dreimal wiederholt werden. Als ein Mandarin diese Begeisterung des Volkes beim Begräbnis der Martyrer sah, versprach er eine Summe von 10 000 Frcs., damit auf den Gräbern entsprechende Gedenksteine errichtet würden. Das im Auftrage der Regierung auf dem Kirchhof in Tongol-kou errichtete Denkmal trägt folgende bemerkenswerte Inschrift: „Der Subpräfekt Leu von Jan-cin-sien, Inhaber der Pfauenfeder, gibt folgendes zur allgemeinen Kenntnis: Angeregt durch ein Schreiben des Vizekönigs, betreffend die geheiligte

Person der Bischöfe, Priester und Schwestern zc., haben wir Mandarine uns geeinigt und dieses Grundstück gekauft bei Si-kien-tso, um auf ihrem ehrenvollen Grabe nach europäischem Stil dieses Denkmal zu errichten. Es ist streng verboten, dieses Grundstück zu beachern, Gras auf demselben zu mähen oder Vieh hier weiden zu lassen. Der Ortsvorsteher hat darüber zu wachen, und darum haben wir diese Inschrift dem Gedenkstein beigefügt. Wisset, daß die Bischöfe, Priester und Schwestern ein tadelloses Leben geführt haben, daß sie aus weiter Ferne hierhin gekommen sind, um Gutes zu stiften, bis dieses unerwartete Unglück sie getroffen hat. Die Errichtung dieses Monuments ist geschehen im Auftrage des Bizekönigs, welcher, eingehend auf die Absicht des Kaisers, in pietätvoller Weise für die getöteten Fremden Sorge trägt. Sollte jemand sich erköhnen, diesen Ort durch Viehweiden, Abmähen u. dergl. zu entweihen, so hat er strenge Strafen zu gewärtigen. Noch schlimmer wird es dem Ortsvorsteher ergehen, wenn er die Schuldigen nicht zur Anzeige bringt. Das ist der Wille des Bizekönigs. Denket nicht, daß es leere Worte sind. Gehorchet mit Zittern diesem Befehl! — Im 29. Jahre des Kaisers Kuangsi, im 6. Monat. (Im Juli 1903.)“

Das Denkmal am Orte, wo der Kerker gestanden, trägt folgende Ehrenrettung der Bischöfe und Missionare: „Im 27. Jahre des Kaisers Kuangsi! Der Sohn des Himmels, der chinesische Kaiser, hat in Unbetracht dessen, daß die Missionare in Schansi ohne allen Grund elend getötet worden sind, dem Bizekönig aufgetragen, am Orte ihres Kampfes und ihrer Leiden

einen Gedenkstein unter einem Pavillon zu errichten, in welchem die Namen der Geföteten zum ewigen Andenken eingemeißelt würden. — So hat denn nun der Bizekönig von Schansi gehorsam dem kaiserlichen Befehl ein Schreiben gerichtet an den Leiter des Auswärtigen Amtes in Tse-yuen-fu, damit in der Nähe des Kerkers, genannt „Ort zur himmlischen Ruhe“, ein Denkmal bis zu einem bestimmten Tage hergestellt werde. Ich habe festgestellt, daß während der Unruhen des Jahres 1900 etwa 150 Christen (Katholiken und Protestanten) am 9. Juli gefötet worden sind, weil sie ihren Glauben nicht verleugnen wollten. Ich bewundere eine solche Festigkeit im Glauben und fühle mich zugleich schmerzlich bewegt über das Unglück, welches diese Helden betroffen. Um den Wünschen des Kaisers nachzukommen, der mit den europäischen Mächten in Frieden leben will, haben wir diese Inschrift in das Denkmal eingegraben. Ich, der Bizekönig von Schansi, namens Tschun, habe dieses mit eigener Hand geschrieben im Jahre 1901.“

Das zweite offizielle Denkmal auf dem Grabe der geföteten Seelenhirten verurteilt in scharfen Wendungen die Ungerechtigkeit des Bizekönigs Sü-fien. Der Wortlaut ist dieser: „Im 26. Jahre des Kaisers Kuangsin am 9. Tage des 6. Monats wurden unter dem Unterpräfekten Pe durch die betrügerische Ungerechtigkeit des Bizekönigs Sü-fien folgende Personen katholischen Bekenntnisses eingekerkert, unmenschlich behandelt und im Tribunal des Bizekönigs gemartert. Im kaiserlichen Auftrage hat der Bizekönig Tschun diesen Stein errichtet, um das begangene Unrecht nach Möglichkeit

wieder gut zu machen. (Dann folgen die Namen.)“ Beide Monumente wurden durch eine Kommission von fünf Mandarinen mit einem feierlichen Akt der Mission übergeben. Letztere war vertreten durch den neuen Generalvikar, P. Franziskus Sacconi, und noch drei andere Missionare. Während die Hülle sich senkte, spielte die Musik einen Tusch, die Soldaten präsentierten das Gewehr, und die Mandarine machten die Honneurs vor dem Denkmal. Ein Mandarin verlas deutlich die Inschrift, und der chinesische Pater Antonius Fu hielt eine sehr stimmungsvolle Rede an die Festversammlung. Eine große schaulustige Menge wohnte der Feier bei und beobachtete eine ehrfurchtsvolle Haltung. Es war ihnen allen zum Bewußtsein gekommen, daß die Zeiten, wo man ungestraft die Diener der christlichen Religion in China beschimpfen durfte, vorüber seien. Man wird vielleicht entgegen, daß die schönen Worte, welche die Vertreter der chinesischen Regierung bei diesen Sühnefeiern gefunden hatten, nicht aufrichtig gemeint und nur durch die Macht der Umstände erzwungen waren. Das ist allerdings wahr. Aber dennoch war, abgesehen von der pekuniären Entschädigung und der Ehrung für Glaubenshelden, der Erfolg nicht gering. Die Mission hatte allen Grund, sich zu freuen und sich zu beglückwünschen; sie durfte stolz sein bei dem Gedanken, daß der christliche Glaube in China einen glorreichen Triumph davongetragen hatte. Ein gewaltiger Orkan war über so viele junge Christengemeinden dahingebraust, und sie hatten im Glauben festgestanden und nicht gewankt. Freudig hatten 2000 Christen in dieser einen Mission den christlichen Glau-

ben mit ihrem Blute bestegelt. Das Gold der Liebe zum gekreuzigten Erlöser war im Feuerofen der Verfolgung bei fast allen Christen als echt erprobt worden.

Und alle diese Blutzengen stehen nun am Throne des dreieinigen Gottes und vereinigen ihre Gebete mit dem Flehen der noch überlebenden Christen für das Aufblühen der wiedererstehenden Kirche! Gewiß ein erhebender Gedanke! Und diese Hoffnung hat sich verwirklicht. Das Blut der Christen ist der Same neuer Christen geworden. Neue Missionare sind an die Stelle der Ermordeten getreten und finden kaum Zeit genug, die zahlreichen Katechumenen gründlich zu unterrichten, welche um die hl. Taufe wie um eine große Gnade bitten.

Möge der Tag nicht mehr allzufern sein, wo das gewaltige Chinesenreich den gemeinsamen Anstrengungen so vieler seeleneifriger Missionare und freigebiger Wohltäter erliegt und die süße Herrschaft dessen anerkennt, der am Stamme des hl. Kreuzes auch für die 420 Millionen Chinesen sein Blut vergossen hat!



